

Lizzie Doron Ruhige Zeiten
Roman



Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Lizzie Doron

Ruhige Zeiten

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

Die hebräische Originalausgabe *Jamim shel sheket*
erschien 2003 im Keter Verlag, Jerusalem.

© Lizzie Doron 2003

© der deutschen Ausgabe:

Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2005



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-633-54218-3

Erste Auflage 2005

Dorons „Ruhige Zeiten“ erweist sich als ebenso menschlich beeindruckender Roman wie „Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen?“. Er spielt in Tel Aviv, in einem kleinen Frisiersalon. Die Heldin ist Leale, die Maniküre, die als kleines jüdisches Mädchen nach dem Krieg aus einem polnischen Waisenhaus nach Israel gebracht wurde. Die Vermutung, dass ihre Eltern Opfer der Judenverfolgung geworden sind, die Tatsache, dass ihre Herkunft im völligen Dunkel liegt, bedrängen sie sehr. Aber es gibt Menschen, denen sie vertrauen kann und die ihr helfen wie Rosa, die ihr nicht nur eine Tür in das Reich der Künste öffnet, sondern die sie wie Sajtschik, der Friseurmeister, die Kunst des Lebens lehrt trotz allem, was geschehen ist. So wird der Salon zur Schule des Lebens, in dem Leale Menschen kennen lernt, die auf manchmal merkwürdige, ja fast schrullige Weise verändert sind, weil sie ihre Erinnerungen zudecken müssen.

*Dieses Buch ist Menschen gewidmet,
an die sich niemand erinnern wird.*

1

Mein Sruлик hatte es morgens eilig, zur Arbeit zu kommen. Er zog einen Schuh an, den zweiten hielt er in der Hand, und dann, auf einmal, hörte sein Herz auf zu schlagen. Er sank vom Bett auf den kalten Boden und starb, mit dem Schuh in der Hand. Einundvierzig Jahre war mein Sruлик alt und ist, einfach so, eines schönen Tages gegangen. Barfuß, in einem dünnen Nachthemd, stand ich mitten im Schlafzimmer und schrie: »Hilfe! Sruлик ist gegangen! Hilfe! Sruлик ist gegangen!«

Als ich keine Stimme mehr hatte, stand ich da und schaute abwechselnd auf unseren Sohn Etan, der damals kaum vier Jahre alt war, und auf den toten Sruлик und fragte mich, woher Hilfe kommen würde. Und ob ihr es glaubt oder nicht – sie kam. Sajtschik, der Friseur, erschien. Er rannte ins Schlafzimmer, schüttelte zwei-, dreimal den toten Sruлик, rief seinen Namen, dann reichte er mir ein Glas Wasser, umarmte meinen kleinen Etan und lief los, um Dr. Wollmann zu holen, der kurz darauf eintraf, meinen Sruлик anschaute und sagte: »Leale, es tut mir sehr leid.« Ich erinnere mich nicht mehr, was dann geschah. Sieben Tage lang schluckte ich Medikamente. Rosa, die Nachbarin, war verantwortlich für die Bewirtung der Gäste und Sajtschik für deren Empfang. Er kümmerte sich um die Nachbarn, die kamen, um Trost zu spenden, spielte mit meinem Etan, erzählte ihm Geschichten und brachte ihn ins Bett.

Sieben Tage und sieben Nächte saß Herr Sajtschik, der Friseur, mit uns zusammen.

Am Ende der sieben Trauertage, als wir vom Friedhof zurückkamen, teilte er mir mit: »Ab morgen arbeitest du bei mir im Friseursalon.«

Bis mein Sruлик starb, hatte ich Sajtschik nicht gekannt, den Menschen Sajtschik.

Sajtschik war für mich der Friseur mit Brillantine im Haar, in einem weißen Anzug, mit schwarzen Lackschuhen und mit grünen Augen. Sajtschik war Sruлиks Freund gewesen, und mein Sruлик, er ruhe in Frieden, war der beste Schneider im ganzen Viertel und auch der einzige. Tage- und nächtelang hatte mein Sruлик für Sajtschik auf Bestellung weiße Anzüge genäht. Und ich liebte es, ihm zuzuschauen, wie er den weißen Stoff zuschnitt und, mit Stecknadeln zwischen den Lippen, die Nähte mit grauer Kreide markierte, sie mit einem Reihfaden zusammenheftete und den genauen Abstand zwischen den Knöpfen ausmaß.

Ein Künstler, wirklich ein Künstler, sagte ich mir. Stundenlang schaute ich ihm bei der Arbeit zu, und obwohl er fast achtzehn Jahre älter war als ich, hatte ich immer gespürt, daß ich ihn aus großer Liebe geheiratet hatte. Als Sruлик mich ins Viertel gebracht hatte, war ich vielleicht achtzehn gewesen. Zu meinem Glück war er in den Kibbuz gekommen, um Mordechai zu besuchen. Mordechai war derjenige, der mich in dem Waisenhaus in Polen gefunden hatte, und auch der einzige aus dem Städtchen von Sruлик, der noch vor dem Krieg ins Land gekommen war. Vom ganzen Städtchen sind nur Mordechai und Sruлик geblieben. Mordechais Frau war eine seltsame Frau, schön und schweigsam, den ganzen Tag über arbeitete sie im Magazin und im Sekretariat des Kibbuz, und am Abend machte sie Wachdienst. Ihre beiden Kinder waren sehr klein und wuchsen bei Kinderschwestern im Babyhaus

auf. Ich war die ganzen Jahre im Haus der großen Kinder, und einmal am Tag kam Mordechai, um zu sehen, wie es mir ging. Meinen Sruлик traf ich bei Mordechai, schon in der ersten Woche, nachdem ich ins Land gekommen war. Ab da wollte er jedesmal, wenn er Mordechai besuchte, auch mich sehen. Immer brachte er Süßigkeiten und Bücher mit, und manchmal nähte er mir auch einen Rock oder ein Kleid. Mordechai erzählte mir, daß Sruлиks verstorbene Frau ebenfalls Leale geheißen hatte.

Zwei Jahre später schlug mir Sruлик vor, mit ihm zu leben, und ich zögerte keine Sekunde.

Ich habe doch so sehr gelitten im Kibbuz. Ich war dünn und schwach. Jedesmal, wenn man mir Hacke und Spaten gab, hatte ich Angst, meine Arme würden mir von den Schultern fallen, und der Geruch von Erde lähmte mich und verursachte mir Sodbrennen. Für mich war es der Geruch des Krieges.

In den Feldern, den Orangenhainen und Obstgärten hatte ich das Gefühl zu ersticken, während der Blütezeit bekam ich Asthmaanfälle, im Stall wurde ich von den Kühen getreten, und im Herzen wußte ich, daß kein Kibbuznik mich je heiraten würde.

Ich fühlte, daß es das Schicksal war, das mir Sruлик gebracht hatte, ich glaubte, wir seien füreinander bestimmt. Ich war inzwischen – so hatte man im Kibbuz entschieden – etwa achtzehn, und Sruлик war ein erfahrener Mann, der schon zweimal achtzehn Jahre gelebt hatte. Bereits an meinem ersten Tag im Viertel traf ich Sajtschik, den Friseur, vor seiner Ladentür.

Sruлик umarmte mich fest und sagte mit zitternder Stimme zu Sajtschik: »Das ist Leale, noch einmal ein Leale für mich.«

Und bis heute höre ich, wie Sruлик zu mir sagte: »Leale, das ist der schöne Sajtschik, wir sind Freunde von dort.« Sajtschik

lächelte und sagte: »Immer waren wir zusammen, Nachbarn, eine Pritsche über der anderen.«

»In der freien Zeit«, fuhr Sruлик fort, »wenn wir die Latrine geputzt hatten, wenn wir unsere Suppe mit Dreck gegessen hatten, hat Sajtschik Frisuren entworfen.«

»Und dein Sruлик«, sagte Sajtschik, »hat dort gestreifte Anzüge genäht.«

»Du siehst, *majn kind*«, sagte Sajtschik bei diesem Treffen zu mir, »man braucht einen Beruf, um zu leben.« Und Sruлик wiederholte: »Ja, Leale, man braucht einen Beruf, um zu leben.«

Auch nach unserer Hochzeit blieb Sajtschik, der Friseur, mit Sruлик verbunden. Oft kam er nach einem Arbeitstag zu uns, um einen Anzug auszusuchen oder anzuprobieren. Ganze Nächte verbrachte er flüsternd mit Sruлик in dessen Arbeitszimmer.

Einmal platzte ich in das kleine Arbeitszimmer und weinte und sagte zu Sruлик, daß er viel eher Sajtschiks Mann sei als meiner.

Sruлик wurde rot und Sajtschik blaß. »Wir haben einen Bund«, antwortete er mir nach einem langen Schweigen.

So lernte ich, daß man Sajtschik nicht weh tun durfte. Ich bat um Verzeihung und mischte mich nicht mehr ein, aber in meinem Herzen war ein bißchen Zorn auf Sajtschik, der abends zu Sruлик kam und der, weil er keine Frau und keine Kinder hatte, bis mitten in der Nacht blieb, als hätte auch Sruлик keine Familie.

Als die sieben Trauertage vorbei waren und ich den kleinen Etan in den Kindergarten gebracht hatte, ging ich nicht in die leere Wohnung zurück. Bis heute weiß ich nicht, was mich dazu trieb, Sajtschiks Vorschlag anzunehmen und bei ihm im Friseursalon zu arbeiten. Ich glaube, ich hatte Angst, daß ich nicht genug Geld für meinen Etan haben würde, vielleicht hatte

ich auch Angst, in der leeren Wohnung verrückt zu werden. In Sajtschiks Friseursalon sah es aus wie immer, alles glänzte vor Sauberkeit, die Spiegel, die Geräte, das Waschbecken, die Handtücher, die Umhänge und der Fußboden, doch als ich kam, schlug Sajtschik vor, ich solle saubermachen.

»Aber es ist doch schon alles sauber«, sagte ich. »Ich habe es gern, wenn der Salon vor Sauberkeit strahlt«, antwortete er.

Nachdem ich eine Woche lang den sauberen Friseursalon geputzt hatte, brach ich in Tränen aus. »Ich will kein Mitleid«, sagte ich mit erstickter Stimme und rannte aus dem Friseursalon.

Sajtschik rannte mir nach und packte mich an der Schulter.

»Ein Beruf«, sagte er ruhig zu mir, »man braucht einen Beruf, um zu leben.«

»Aber ich habe keinen Beruf«, erwiderte ich verzweifelt. »Leale«, sagte er liebevoll, »irgend etwas kannst du bestimmt trotzdem.«

»Ich kann tief, tief in der Erde leben, ohne Essen, ohne Wasser, ohne Licht, das ist es, was ich am besten kann«, brach es aus mir heraus.

Sajtschik schwieg. Ich zitterte am ganzen Körper und lief bis abends mit bösen Gedanken herum. Am nächsten Morgen ging ich wieder in den Friseursalon.

Sajtschik hatte mir in einer Ecke schon einen kleinen Tisch vorbereitet, mit Nagellackfläschchen, mit Aceton, Vaseline, Nagelfeile, Nagelschere und mit Watte in einem Glasbehälter. Und bevor die ersten Kundinnen kamen, brachte er mir alles bei, als wäre er ein großer Fachmann für Maniküre.

Von diesem Tag an arbeitete ich von neun Uhr morgens bis zu dem Zeitpunkt, wenn Etan nach Hause kam, im Friseursalon.

Über dreißig Jahre lang saß ich auf demselben Platz, auf einem Hocker vor einem niedrigen Tisch. Ich atmete den

Geruch des Acetons ein, ich schüttelte alle möglichen Nagellackfläschchen und betrachtete die Finger und die Fingernägel aller Frauen des Viertels. Und mit jedem Tag, der verging, liebte ich Sajtschik mehr.

Und dann, einfach so, nach einer schweren Krankheit, ist auch mein Sajtschik gegangen.

Wieder und wieder habe ich die Beerdigung in Kiriath Scha'ul vor Augen, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Kinder. Nur ein paar alte Leute aus dem Viertel und Mordechai vom Kibbuz folgten seinem Sarg, sehr langsam und still.

Niemand weinte. Wir hatten ja schon seit vielen Jahren keine Tränen mehr.

Vor uns schritten die Rabbiner, die gekommen waren, um von Gott Gnade und Vergebung zu erflehen. Ich konnte mich nicht beherrschen und sagte zu ihnen, um diesen Mann, der da gegangen war, müsse Gott weinen. Dann verlor ich meine Stimme, und nur meine Lippen bewegten sich stumm, als ich sagte, daß Sajtschik *a mensch* gewesen sei, ein wirklicher Mensch. Dorka, Guta und Zila hatten Angst, ich würde zusammenbrechen, aber auch ihnen tat das Herz weh, und womit hätten sie schon helfen können.

»Wer wird sich an Sajtschik erinnern?« fragte mich Dorka.
»Und wer wird sich an uns erinnern?« fragte Guta, die Frau des Rabbiners.

Und Zila flüsterte mir zu: »Unseren Sajtschik darf man nie vergessen.«

Ihre Worte schmerzten mir in den Ohren wie Stromschläge, ich wollte sie bitten, zu schweigen, aber wieder versagte mir die Stimme, und nur meine Lippen bewegten sich lautlos.

Inzwischen hatte ein Mann von der Chevra Kaddischa, der Beerdigungsgemeinschaft, das Grab vorbereitet. Der Geruch

der sandigen Erde ließ meine Gefühle und meine Muskeln erstarren. Wie versteinert stand ich dort neben dem Grab. Dr. Wollmann, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, schaute mir die ganze Zeit in die Augen, um zu sehen, ob ich noch lebte, und Frau Poliwoda, die Frau des Metzgers, gab mir etwas Wasser, und mit den verbleibenden Tropfen befeuchtete sie mir das Gesicht. Dann gab es eine kurze Zeremonie. Der Kantor betete das »*El male rachamim*«, »Gott voll Erbarmen«, und Ruben vom Gemüseladen, Poliwoda von der Metzgerei und Mordechai vom Kibbuz füllten das Grab meines Sajtschik mit Erde.

Und dann war es auch schon vorbei, die Beerdigung war zu Ende.

Als alle weggegangen waren, lief ich weiter auf dem Friedhof herum, nur ich, ganz allein. Ich traf dort viele nahe Menschen, ich sah die Gräber von Ida Zitrin, der Kosmetikerin, und von Tanja, die einen Hund namens Rexi gehabt hatte, sie mögen in Frieden ruhen, und auch das Grab von Esterke Pschigurski, die sich das Leben genommen hatte, kurz nachdem ich ins Viertel gekommen war. Dann traf ich Minka Marcus und ihren Mann, den Zahnarzt, beide lagen beieinander, neben dem Grab von Tova, der Frau von Dr. Wollmann, dem Arzt. Dann besuchte ich noch meinen Srulik, der dort im alten Friedhofsteil begraben lag, zusammen mit den Veteranen des Viertels. Ich fing an, darüber nachzugrübeln, wie sich die Toten da im Dunkeln fühlen, ob es ihnen weh tut, wenn alles zerfällt. Ich wußte nicht, ob andere Leute nach Beerdigungen auch an solche Dinge denken.

Zu meinem Glück machte sich gerade in dem Moment, als mir diese Gedanken kamen, eine große Trauergesellschaft mit vielen Menschen auf den Weg. Um nicht allein zu sein, schloß ich mich ihnen an.

Es waren vielleicht tausend traurige Menschen, die weinten und schrien. Ich lief zwischen ihnen herum. Jeder von ihnen hatte den Verstorbenen gekannt. Der eine kannte ihn aus dem Kindergarten, der andere aus der Jugendbewegung, der dritte war sein Onkel vom Land, wieder einer war mit ihm bei der Armee gewesen, und sein Sohn, der vielleicht dreißig war, hielt einen Nachruf, bei dem alle weinten, und ich stand unter ihnen und weinte auch. Ich schaute sie an und spürte Nadelstiche im Kopf und Neid im Herzen.

Als meine Beine müde und meine Augen und mein Mund trocken wurden, verließ ich den Friedhof, ich nahm mir ein Taxi und fuhr zurück in unser Viertel. Ich setzte mich allein in den leeren Friseursalon. Schmerzen tobten mir durch den Körper und das Herz. Alles brannte, als würde mein Körper in Flammen stehen. Ich hatte Angst, in die leere Wohnung zurückzukehren, doch genau in diesem Moment sah ich im Spiegel Rosa Orenstein, meine beste Freundin. Sie kam auf den Friseursalon zu.

Rosa war nicht bei der Beerdigung gewesen. Rosa ist eine alte Frau, der das Gehen schwerfällt. Als ich sie näher kommen sah, war mir das unangenehm. Ich wußte, daß sie nur meinewegen das Haus verlassen hatte.

Bis heute verstehe ich nicht, woher ich damals, gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft im Viertel, den Mut genommen hatte, an Familie Orensteins Tür zu klopfen. »Wer ist da?« hörte ich die angenehme Stimme einer älteren Frau fragen.

»Ich, ich heiße Leale, ich bin die neue Frau von Srulik und bin heute hierhergezogen, in die Nachbarwohnung.« Erst nachdem ich diesen ganzen langen Satz gesagt hatte, wurde mir die Tür von einer Frau geöffnet, die ein trauriges Lächeln hatte und dunkelblaue, junge Augen. Sie war ein bißchen dick, mit einem großen Busen, und ich weiß noch, daß sie ein geblühtes Kleid trug und darüber eine Strickjacke, denn sie litt, wie sie mir sagte, immer sehr unter Kälte. »Herzlich willkommen«, begrüßte sie mich lächelnd und lud mich ein, zu ihr hereinzukommen.

Sie ging in die Küche, und ich schaute mich inzwischen in ihrer Wohnung um. Es gab zwei kleine Zimmer voller Bücher, auf den Tischen lagen Häkeldeckchen, an den Wänden hingen

kleine gestickte Bilder, und im Wohnzimmer stand eine Kommode mit einem Glasaufsatz voller Porzellan- und Kristallgefäße. Auf den Tischen und Regalen standen Schwarzweißphotos von verschiedenen Menschen, auch von Kindern. Und das Sofa und die Sessel waren mit Laken gegen Staub geschützt. In der ganzen Wohnung hing der Geruch von alten Sachen, aber das war mir angenehm. Ich setzte mich auf das Sofa im Wohnzimmer. Sie servierte mir eine Tasse Kaffee und ein Stück warmen Hefekuchen. Auf einmal waren wir beide ein bißchen verlegen.

Rosa setzte sich mühsam in einen großen, braunen Samtsessel und breitete eine dünne, bunte Wolldecke über ihre Beine, die sie vermutlich aus Resten gestrickt hatte, und auf die Decke legte sie zwei oder drei dicke Bücher. Neben ihrem Sessel stand ein kleines Tabouret, eine Art Schemel, auf dem viele Bücher lagen, für ihre Kaffeetasse war kaum noch Platz darauf.

Rosa versank im Sessel. Trotz des Kleides und der Decke, die sie sich über die Knie gebreitet hatte, konnte ich sehen, daß sie geschwollene Beine mit Krampfadern hatte. Lange dachte ich, daran wären vielleicht die schweren Bücher schuld, die sie immer auf den Knien hatte. »Woher kommst du?« fragte sie mich und unterbrach damit meine Gedanken. »Das weiß ich nicht«, antwortete ich. Sie verstand sofort und fragte nicht weiter. »Ich bin auch von dort«, sagte sie. »Ich bin etwas älter als du, deshalb weiß ich ein bißchen mehr.« Dann fragte sie mich nach meinen Plänen.

»Familie«, sagte ich. »Ich möchte eine Familie.« Danach schwiegen wir, wir tranken nur unseren Kaffee. Rosa blätterte in einem der Bücher auf ihren Knien. Ich glaubte, sie wolle lesen, und hatte das Gefühl, es sei Zeit zu gehen. Aber vermutlich hatte mein Srulik mit ihr gesprochen, denn bevor ich ging, schlug sie mir vor, doch jeden Nachmittag zu

kommen. Sie würde mir, versprach sie, ohne daß ich sie darum gebeten hatte, alles beibringen, was ich als gute Hausfrau wissen müsse. Und ich, die noch nicht mal Rühreier machen konnte, lernte bei Rosa, wie man Hühnersuppe kocht, Fisch, Borschtsch und Kalbsfuß in Aspik, als wäre ich in einem normalen Zuhause aufgewachsen und meine Mutter hätte mir beigebracht, eine Ehefrau zu sein. Jeden Tag ging ich zu ihr, zum Fünf-Uhr-Kaffee. So lernte ich auch Melech kennen, ihren Ehemann, der kein Wort Hebräisch konnte. Immer lächelte er mich an, ihm fehlten vorn zwei Zähne, und er sah aus wie »Gesegnet sei sein Angedenken«. Rosa erzählte, er würde in einer Wurstfabrik arbeiten und gut verdienen.

»Die Liebe ist süß, aber sie ist noch süßer mit Brot«, sagte sie.

Ich war damals so jung, und was verstand ich schon vom Leben.

Von Anfang an vertraute ich Rosa alles an. Nur ihr erzählte ich, was ich im Kibbuz durchgemacht hatte, und ich sagte ihr auch, daß man mich dort Lea genannt hatte, wie die Lea aus der Bibel, die mit den matten Augen.

Nur ihr erzählte ich meine Gedanken über das Leben, und sie war die erste, die wußte, daß ich schwanger war, sogar noch vor Sruлик. Ich erinnere mich, daß ich weinte, meine Tränen strömten wie die Donau im Winter, und sagte, daß ich nicht wisse, wie man ein Kind aufzieht.

Rosa gab mir den Mut, Mutter zu sein, sie versprach, es mir beizubringen.

Einmal, als mein Bauch schon riesig war, fragte ich sie, woher sie so viel über das Leben wisse. Sie schwieg, aber ich hörte nicht auf zu fragen. »Vom Leben«, antwortete sie schließlich. Aber ihre Antwort bedrückte mich noch mehr, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte das Gefühl, sie suche nach etwas, was unsere Stimmung verbessern könnte.

»Leale«, sagte sie, als habe sie eine Lösung gefunden, »über das Leben kann man sehr viel in den Büchern lernen.«

Das war die schönste Zeit in meinem Leben. Zusammen mit ihr ging ich in die Bücherei von Pschigurski, und zusammen lasen wir Märchen. Ich lernte sie richtig auswendig, die Geschichten von Schneewittchen, Aschenputtel, Dornröschen, Alice im Wunderland und dem Gänseblümchen mit Gold im Herzen.

Es gab auch Tage, an denen mir Rosa, um mich aufzuheitern, jiddische Lieder vorsang. Die Tränen fielen mir in den Kaffee und auf den Kuchen, und mein Herz zerfloß. Rosa sang leise, und ich sumnte die Melodie mit, bis ich die Worte aller Lieder kannte, aber ich ließ sie immer allein singen, als hätte ich eine Mutter und diese würde für mich singen. Ich glaube, auch für Rosa war das sehr aufwühlend.

Jeden Tag, wenn ich mit der Arbeit fertig war, wenn ich das Haus saubergemacht, eingekauft und gekocht hatte, schaute ich auf die Uhr, weil ich immer schon auf mein Treffen mit Rosa wartete. Manchmal besuchte ich sie auch an den Abenden, an denen Sajtschik zu Srulik kam, und manchmal mitten am Tag, wenn auch andere Gäste bei ihr waren. Weil alle Rosa liebten, kamen viele, um sie zu besuchen. Bei ihr traf ich zum ersten Mal Frau Poliwoda, die Frau des Metzgers, die Rosa jeden Tag Fleisch und Wurst brachte, zusammen mit ein paar Geschichten über die Nachbarn. Sie war eine schöne Frau, diese Frau Poliwoda, aber sie hatte nicht gerade einen klugen Ausdruck in den Augen, es sah aus, als wäre irgend etwas passiert und hätte ihren Blick einfach ausgelöscht.

Rosa erklärte mir, daß Frau Poliwoda versuche, mildtätig zu sein, deshalb bringe sie den Armen und Kranken fast jeden Tag Fleisch. Und obwohl es bei Rosa immer sehr viel Wurst gab, die Melech von seiner Arbeit in der Wurstfabrik mitbrachte, ließ es sich Frau Poliwoda nicht nehmen, sie

täglich mit etwas aus der Metzgerei ihres Mannes zu versorgen.

Herr Mietek, der bei der Post angestellt war und viele Sorgen mit seiner Frau hatte, brachte Rosa die Briefe direkt in die Wohnung. Ich erinnere mich, daß sie einmal über ihn sagte, wenn er Kerzen verkaufen würde, würde die Sonne nie untergehen.

Guta, die Frau des Rabbiners, die einen kleinen Kopf mit einer aufgequollenen Perücke hatte, war oft bei Rosa, um sie dazu zu überreden, in die Synagoge zu kommen. »Mich wirst du nicht in der Synagoge sehen, ich will nicht, daß Gott sich an mich erinnert«, beschied ihr Rosa immer wieder.

»Man muß Gott, gelobt sei er, vertrauen«, erklärte Guta bei jedem ihrer Besuche, und ich erinnere mich, daß Rosa sie immer bestärkte und ihr riet, Gott zu vertrauen, aber vorsichtshalber dennoch wachsam zu sein. Wenn Guta bei Rosa war, spürte ich immer, daß eine gewisse Spannung in der Luft lag. Aber ich blieb da und hörte ihren Diskussionen zu.

Rosa sprach ein sehr schönes Hebräisch und kannte viele Wörter. Man sagte über sie, ohne den Krieg wäre sie sicher Professorin an der Universität oder eine berühmte Schriftstellerin geworden. Rosa hatte in Polen ein Gymnasium besucht und Latein, Englisch und Deutsch gelernt, sie besaß eine große Allgemeinbildung.

Ich glaube, daß ich jeden Tag zu ihr gegangen bin, mit Ausnahme von Tagen mit Krankheiten oder Festen. Sie war für mich eine Schule. Nachdem wir aufgehört hatten, Märchen zu lesen, schritt ich fort und las mit ihr auch schwierigere Geschichten aus der griechischen Mythologie und Romane, die einen großen Einfluß auf meine Gefühle hatten, wie *Vom Winde verweht* und *Doktor Schiwago*. Als mein Etan geboren wurde, kaufte Rosa ihm Kinderbücher. Bis heute weiß ich noch den Text von einem Zwergenbuch auswendig, außerdem

Bialiks Gedichte für kleine Kinder. Abends, wenn Etan eingeschlafen war, saß ich neben ihm und las ihm leise, damit er nicht aufwachte, all die Märchen und Gedichte vor, und nachts, wenn niemand es hörte, sang ich für ihn die Wiegenlieder, die ich von Rosa gelernt hatte, und das gab mir die Sicherheit, eine gute Mutter zu sein.

Ein paar Monate nach der Geburt bekam ich Alpträume, ich hatte schreckliche Angst, daß Rosa, weil sie alt war, bestimmt bald sterben würde. Dann stand ich mitten in der Nacht auf, und statt »Srulik« zu rufen, rief ich »Rosa«. Und ich zitterte am ganzen Körper und schämte mich vor Srulik.

Es ist gar nicht lange her, ein paar Tage bevor Sajtschik starb, da kam Rosa extra seinetwegen in den Friseursalon und sagte, er solle sich zusammennehmen und zu Dr. Wollmann gehen, denn es sei besser, krank in einem warmen Haus zu sein als tot in einem kalten Grab. Meinem Sajtschik half Gott nicht sehr viel, aber Rosa erwies er, gelobt sei er, seine Gnade, und sogar heute, da sie sehr alt ist und ihr Körper schon fast gestorben, arbeitet ihr Kopf noch wie der von Einstein. Das einzige, um was sie mich bittet, wenn ich sie besuche, ist, daß ich Bücher zu Pschigurskis Bücherei zurückbringe und neue hole.

Ich regte mich schrecklich auf, als Rosa nun den Friseursalon betrat.

»*Mejdele*, komm nach Hause«, sagte sie zu mir, »die Toten kehren nicht zurück, auch wenn man auf sie wartet.« Ich schaute sie an, war aber unfähig, den Friseursalon zu verlassen.

»Ich werde hierbleiben, bis auch ich tot bin«, sagte ich. Sie antwortete nicht, vermutlich verstand sie meinen Zustand. Sie streichelte mir nur über den Kopf. »Ich werde auf dich warten, bis du nach Hause kommst«, sagte sie zu mir und verließ mit kleinen, langsamen Schritten den Friseursalon.

Ich schaute ihr nach. Sie war in sich zusammengefallen und krumm, sie hatte Wasser in den Beinen, und an ihren Armen hing die Haut wie Lappen herunter, ihre Haare waren weiß und ihre Schritte schwer, aber voller Kraft. Bei jedem ihrer Schritte stieß ihr Gehstock hart auf den Bürgersteig. Auf einmal hatte ich das Gefühl, ihr Gehstock verwandle sich in einen großen, bunten Schirm und sie würde anfangen, himmelwärts zu fliegen, genau wie Mary Poppins. »Rosa!« schrie ich mit aller Kraft, aber sofort zwang ich mich zur Ruhe, mit ihren geschwellenen Beinen würde sie ja sowieso nicht weit fliegen können. Rosa hörte meinen Aufschrei, sie drehte sich um. Ich machte ihr mit der Hand ein Zeichen, daß ich später zu ihr kommen würde, und sie bedeutete mir mit einer Handbewegung, daß sie verstanden hatte, und ging weiter. Ich liebte sie.

Fast mein ganzes Leben und alle Vergnügungen waren mit Rosa verbunden. Mein Srulik war glücklich, daß er endlich ein Zuhause hatte, er ging nicht gerne aus. Nach Sruliks Tod konnte ich auch mit Sajtschik nichts unternehmen, denn es gehörte sich einfach nicht, daß ein Junggeselle und eine Witwe abends zusammen ausgingen. Und so kam es, daß von allen Leuten, die ich kannte, nur Rosa mit mir und Etan etwas unternahm.

Wir gingen in den Zirkus, ins Eisballett, in *Sound of Music* und in *Mary Poppins*, wir besuchten auch andere berühmte Musicals wie *My Fair Lady*, *Kazablan*, *König Salomon und Schalmaj*, *der Schuster* – das alles sah ich mit Etan und Rosa, wir drei zusammen, wie eine Familie. Manchmal gingen Rosa und ich, nur wir beide, auch in Filme für Erwachsene, zum Beispiel *Die zwei Kuni Lemel*, *Jenseits von Eden* und *Fieber im Blut*. Rosa war die einzige, die wußte, daß ich mich in James Dean verliebt hatte, aber auch er starb leider jung, wie

alle, die ich liebte. Das ist nun alles lange her, es war damals, als ich jung war und noch ein wenig Freude hatte.

Ich schaute ihr immer noch nach. Mit langsamen Schritten entfernte sie sich vom Friseursalon.

Sie ist meine beste Freundin, dachte ich, und trotzdem gab es Dinge, über die wir nie miteinander sprachen. »Jeder braucht etwas Privates in seinem Leben«, hatte sie einmal zu mir gesagt, damals, als ich noch jung war. Und ich wußte, daß sie mir deshalb nie erzählt hatte, warum sie kinderlos war. Und ich hatte ihr nie erzählt, daß ich Sajtschik liebte.

Rosa entfernte sich immer weiter. Ich blieb im Friseursalon, ich saß wie festgeklebt auf dem Stuhl vor dem Spiegel und konnte mich nicht rühren. Ich erzählte Sajtschik, daß nur wenige Menschen zu seiner Beerdigung gekommen waren, etwa zwanzig, vielleicht auch weniger, aber jeder von ihnen war traurig gewesen.

»Weißt du«, wiederholte ich für ihn das, was Ida, die Kosmetikerin, einmal zu mir gesagt hatte, »der Krieg hat uns die Familie und die Verwandten genommen, und die Zeit, die vergeht, nimmt uns die Nachbarn und die Freunde.« So sprach ich mit dem toten Sajtschik, laut und vor dem Spiegel, und mein Kopf war wirr von Gedanken und Sehnsüchten.

Ich schaute aus dem Fenster, um mich abzulenken, aber wenn das Herz weh tut, vergrößert alles, was man sieht, den Schmerz nur noch.

So fiel mir auf, daß das kleine Wiesenstück neben dem Friseursalon braun und leer war, nur da und dort war etwas Grün von Gräsern zu sehen. An jenem Tag sah ich auch, daß dort schon kein Klee und keine Chrysanthemen mehr wuchsen. Früher hatte Sajtschik hier die Blumen gegossen, sogar das Unkraut hatte er gegossen. Er wollte immer etwas Grünes vor Augen haben, wie dort, in seinem Rumänien.

Ich floh mit den Augen vom vertrockneten Wiesenstück zur Bushaltestelle, aber wenn das Herz weh tut, sieht man nur das, was nicht da ist.

Auf der neuen Plastikbank saßen junge Leute, die ich schon nicht mehr kannte, und alle paar Minuten hielt ein neuer Bus an der Haltestelle und sammelte die Fahrgäste ein.

Mir flossen Tränen aus den Augen. Ich versuchte mit aller Kraft, nichts zu sehen, mich nur zu erinnern. Ich betrachtete den leeren Maniküretisch und sah erst die rauhen Hände Dorkas vor mir, dann die dicken Finger von Guta, der Frau des Rabbiners, die weichen Hände von Frau Poliwoda, die langen Finger von Frau Resistance und die gepflegten Hände von Frau Madame, der Opernsängerin.

So ist das, wenn eine Maniküre sich erinnert, sagte ich mir.

Dann dachte ich an die abgebrochenen Fingernägel Gutas, an die schrecklich aussehende Hand von Zila, der man einmal die Nägel herausgerissen hatte und die sich von da an wünschte, sie würden gerade und schön nachwachsen. Aber man kann ihr keine Maniküre machen, denn wenn man einen ihrer Fingernägel bloß berührt, schreit sie, als wolle man sie umbringen.

Die schönsten Hände des ganzen Viertels aber waren die von Ida Zitrin, der Kosmetikerin. Sie hatte die Hände eines Mannequins – sie waren wie auf dem Reklamebild der »Anuga«-Creme oder sogar noch schöner, so wie auf dem Bild auf der »Jad-Chen«-Tube, mit der ich ihr nach jeder Maniküre die Hände eincremte. Ida hatte von Gott die schönsten Hände geschenkt bekommen, die ich je im Leben gesehen habe.

Jeden Donnerstagmorgen mußte ich ihr die Nägel zurechtfeilen, damit sie die Gesichtshaut ihrer Kundinnen nicht aufkratzte. Es tat mir immer leid, daß sie sich ihre Nägel nie wirklich lang wachsen lassen konnte, nur weil sie, um Geld zu verdienen, die Mitesser aus den Gesichtern der jungen Frauen des Viertels entfernte. Wegen ihres Berufs schnitt ich ihre Nägel kurz, nur ein ganz kleines bißchen länger als die Fingerkuppe, dann schnitt ich die Nagelhaut, und am Schluß cremte ich ihre Hände ein und lackierte ihre Nägel.

Ich habe schreckliche Sehnsucht nach ihr. Ida hatte etwas an sich, was mich froh machte. Sie kam immer geschminkt und

mit einem Lächeln in den Friseursalon. Ihre vollen schwarzen Haare waren ordentlich frisiert und glänzend, und ihre Fingernägel waren gepflegt und knallrot lackiert.

»Ich bin gekommen, um mir ein bißchen Freude zu holen«, sagte sie am Donnerstag jeder Woche. Sie war auch die einzige Kundin, die im Friseursalon ohne Scham von ihren Träumen erzählte. »Sajtschik, wann eröffnen wir endlich einen Schönheitssalon in Paris?« fragte sie jedesmal, wenn sie den Salon betrat, und brachte auch ihn damit zum Träumen. Er lächelte sie an. »*Alors, ma cherie... Alors, Mesdames et Messieurs*, sie werden alle zu uns kommen...« Und ich sah es schon vor mir, wie beide über die Champs-Élysées spazieren, den Eiffelturm hinauf- und heruntersteigen, vornehme Restaurants besuchen, und ringsherum ist alles voller Schnee und voller Licht.

Ich war noch nie in Paris gewesen, doch von Sajtschiks Geschichten über diese Stadt hatte ich viele Bilder im Kopf. Wenn Ida sich zum Haarewaschen hinsetzte, fragte Sajtschik: »Was wünscht Madame heute, *à la gargonne* oder *carré*?« In solchen Augenblicken glich er einem original französischen Friseur.

Nur Ida gegenüber nannte Sajtschik die Frisuren mit den professionellen französischen Namen. Alle anderen fragte er einfach, welche Frisur sie wollten, »Banane«, »Hefezopf« oder »Flaschen«.

»Für die anderen«, sagte er immer zu mir, »ist ein Friseursalon wie ein Lebensmittelladen«, und ich sah, wie schwer er an dieser Kränkung zu schlucken hatte. Nur bei Ida, dank ihrer Träume, erhielt er die gebührende Ehre. Sajtschik liebte Idas Haare. Vor dem Schneiden streichelte er immer zärtlich über ihre Haare. »*Joli, tres joli*«, sagte er dann, »was sie auf dem Kopf hat, ist original Paris.« Und jedesmal, wenn er Spray auf ihre Haare sprühte, verkündete er »*voilà*« und

klapperte mit der Schere. Nach dem Bezahlen, bevor sie den Friseursalon verließ, faßte Ida ihn an der Schulter und flüsterte ihm zu: »Ah, *mon chéri!* Träumen kostet nichts.«

Das versetzte mir immer einen Stich ins Herz, als ob mit der fertigen Frisur für beide auch der Traum aus und vorbei sei.

Wenn sie den Friseursalon verließ, sah ich seinen Augen an, wie ihn auch seine Traumbilder verließen. Sofort brachte ich ihm eine Tasse süßen, heißen Tee und legte zwei, drei Kekse dazu.

Im Herzen bat ich Gott darum, daß Sajtschik und Ida irgendwann einmal einen Schönheitssalon in Paris bekämen.

So war es jede Woche.

Viele Male stellte ich mir vor, Ida und Sajtschik wären ein Brautpaar. Zwei Menschen, die immer extravagant angezogen waren, er in einem weißen Anzug und sie in einem Rock, der genau zur Bluse paßte, zu den Schuhen, der Handtasche und sogar zum Taschentuch. Aber Sajtschik hat nie geheiratet, und Ida war mit dem stummen Schuster verheiratet, der stark nach Leder roch und zwischen dessen Lippen immer Nägel steckten.

»Bei der Liebe und beim Tscholent sollte man nie versuchen, auf den Grund zu schauen«, sagte Sajtschik lächelnd, als ich fragte, wie die schöne Ida mit dem stummen Schuster überhaupt leben konnte.

»Ich habe einen Traum«, sagte Ida bei einem der ersten Male, als ich ihre Hände manikürte, »ich möchte sterben.« Erst dachte ich, ich hätte sie falsch verstanden, aber sie sprach weiter: »Schon seit Jahren träume ich davon, am Tor zum Garten Eden mein jüdisches Pferd zu treffen.« Als ich sie das erste Mal so reden hörte, bekam ich einen trockenen Mund, und mein Herz klopfte schneller. Ich dachte, sie hätte vielleicht Aceton in die Lunge bekommen.

Aber von Zeit zu Zeit wiederholte sie diesen Satz. Und langsam gewöhnte ich mich an ihn und wartete nur noch darauf, daß sie das Thema wechselte. In unserem Friseursalon erzählten viele Kunden seltsame Dinge. Sajtschik sagte, bei ihm im Friseursalon würde man keine Fragen stellen, man würde schweigen und zuhören. Bis Ida mich eines Tages fragte: »Leale, wie kommt es, daß du nie fragst, warum ich sterben will?« Ich wurde rot und antwortete nicht. Ich war verlegen, hörte aber nicht auf zu arbeiten. Ich brachte die Schüssel mit warmem Wasser zum Tisch und gab Seife hinein, die einen Schaum auf dem Wasser bildete. Ida legte ihre Hände in die Schüssel und erzählte:

»Als die Deutschen in unser Städtchen kamen, denunzierte uns unser gojischer Nachbar und gab an, mein Vater sei ein reicher Jude und besitze ein edles Pferd. Das Pferd meines Vaters hieß Zaddik – der Gerechte –, denn mein Vater verlieh Zaddik an alle Juden im Städtchen. Montags spannte der lahme Berl unseren Zaddik vor seinen Wagen und verkaufte Lumpen für seinen Lebensunterhalt, am Dienstag schirrte Lemech, der auf einem Auge blind war, Zaddik vor seinen kleinen Schubkarren, kaufte alte Sachen bei den Gojim und verkaufte sie dann an die Juden, und Schimschen, der Stotterer, belud jeden Donnerstag das Pferd mit Strohsäcken für die Nachbarstadt und bekam dafür Körner für seine Hühner. Alle wußten, daß das Pferd von Reb Michael dem ganzen Städtchen sein Auskommen sicherte. Aber als die Deutschen diese Geschichte hörten, erklärten sie, nicht nur Reb Michael und seine Familie seien Ausgeburten des Bösen, sondern auch dieses Pferd, behüte, sei ein Ausbund von jüdischer Schlechtigkeit. Sie stellten unser Pferd zusammen mit allen Leuten des Städtchens in einer langen, langen Reihe auf. Ich war elf Jahre alt. Ich drückte mich an meinen Vater. Er trug einen langen Mantel, und ich, klein und dünn, wie ich war,

versteckte mich halb hinter ihm, halb unter seinem Mantel. Die Deutschen verkündeten, sie würden Zaddik zuerst erschießen.

›Papa, warum wollen sie Zaddik erschießen?‹ fragte ich erschrocken.

›Zaddik‹, antwortete mein Vater, ›ist ein jüdisches Pferd. Sie schicken ihn zum Garten Eden, damit er, wenn wir ankommen, schon dort ist und uns am Tor erwartet, er wird uns zum Thron Gottes bringen, und dort werden uns die Engel empfangen.‹

Danach erinnere ich mich an Schüsse, an das Wiehern des Pferdes und die Schreie von Menschen und noch mehr Schüsse und an das zitternde Bein meines Vaters, an dem ich mich festklammerte, bevor er zu Boden fiel, und an seinen Mantel, der mich von oben bis unten bedeckte. Als es ganz ruhig war, kroch ich unter dem Mantel meines Vaters hervor.

Alle lagen still auf dem Boden. Ich hatte Angst, meinen Vater anzuschauen, meine Mutter, meine beiden Schwestern und alle, die ich kannte, ich fürchtete mich, nachzusehen, ob sie tot waren. Ich ging zu Zaddik, dem Pferd, das mit seinen vorgewölbten braunen Augen zum Himmel blickte. Als ich sah, daß Blut aus seinem Maul floß, verstand ich, daß auch Zaddik tot war. Ich streichelte ihn und versprach ihm, daß auch ich, so wie die anderen, bald, sehr bald zu ihm in den Garten Eden kommen würde. Aber dann zog mich eine Frau mit und sagte: ›*Mejdele*, zum Wald, renn schnell zum Wald.‹« Große schwarze Tränen rollten aus Idas schönen braunen Augen, von ihren Wimpern tropfte die schwarze Tusche und verwischte auf ihren Wangen.

Sie zog ihre Hände aus dem Wasser, das inzwischen kalt geworden war. »Mach weiter«, bat sie mich, als sie sah, daß ich mich nicht bewegte.

Nachdem ich mich ein bißchen beruhigt hatte, nahm ich ein kleines Handtuch, trocknete damit ihre nassen Finger und ihre salzigen Wangen.

»Seit damals, schon seit vielen Jahren, warte ich darauf, Zaddik am Tor zum Garten Eden zu treffen, ich träume davon, ihn fest zu umarmen und zu bitten, mich zu meiner Familie zu bringen, und dann zu Gott, denn was ich dem Herrn der Welt, der dort oben im Himmel sitzt, zu sagen habe«, sagte sie mit erstickter Stimme, »hat er, glaube ich, von keinem anderen Menschen je gehört.«

Erst nachdem sie gestorben war, wurde mir klar, daß jeder im Viertel Ida und ihre Geschichte gekannt hatte. Noch heute höre ich sie ihre Geschichte erzählen, wie damals, und die Tränen strömen bei mir wie die Donau im Winter. Ich saß im Friseursalon und schaute hinaus, ich stellte mir vor, wie Ida zum Himmel flog, und hörte Sajtschiks Stimme, die zu mir sprach, genau wie früher, als er noch am Leben war.

»Im Spiegel habe ich gesehen, wie eine sehr schöne Frau auf den Friseursalon zukam«, beschrieb Sajtschik ihr erstes Zusammentreffen. »Sie stellte sich als ›Ida‹ vor und sagte: ›Ich bin hier wie alle, ich bin nur zu Besuch. Machen Sie mir eine schöne Frisur. Wissen Sie, die Engel sind wie Menschen – wenn sie eine schöne Frau sehen, wollen sie sie haben.««

Und am Tag, als Ida starb, sagte Sajtschik zu mir: »Wahrscheinlich ist es mir endlich gelungen, sie wirklich schön zu machen.«

In einem Friseursalon kann man sich nicht entfliehen, ich sah mich ständig im Spiegel. Ich schaute mich an und erkannte mich nicht. Weiße Haare hingen mir um den Kopf, die Falten in meiner Stirn waren tiefer geworden, und meine Augen waren rot und geschwollen. Ich hätte Ida gebraucht, damit sie mir die Falten glättet, und Sajtschik, damit er meinen Haaren wieder Farbe gibt. Aber beide waren schon nicht mehr mit mir hier, auch nicht in Paris, wie sie es sich erträumt hatten. Beide,

so tröstete ich mich, hatten bestimmt schon am Tor zum Garten Eden Zaddik getroffen, das jüdische Pferd.

Wieviel Schmerz braucht der Mensch im Leben? fragte ich den Spiegel an jenem schrecklichen Tag, als Sajtschik beerdigt worden war. Ich suchte nach einer Antwort und fühlte, daß in meinem Herzen kein Platz mehr war, noch nicht einmal für einen einzigen Kratzer.

Mein ganzer Körper war ein einziges Tohuwabohu. In meinen Ohren hörte ich Sajtschiks Schritte, vor meinen Augen sah ich seinen weißen Anzug, die Fliege und die glänzenden Schuhe, in meiner Nase hing noch der Duft von Brillantine und von seinem Parfüm und auch der Geruch seiner alten Ledertasche, die er immer mit sich trug. Und trotzdem kam in mir die Angst auf, Sajtschik zu verlieren. Er hatte kein Gesicht mehr, keinen Blick, kein Lächeln und keinen Körper, und nur mit Mühe hatte ich noch seine Stimme im Kopf, wie er mit mir sprach. Ich erschrak vor Furcht, daß Sajtschik mir verlorenginge. Eine Glocke riß mich aus meinen Gedanken. Die Kinder rannten aus dem Schulhof zum Platz vor dem Friseursalon.

Früher kam auch mein Etan um diese Uhrzeit aus der Schule und warf seinen Ranzen auf den Boden des Friseursalons. Mich begrüßte er nur flüchtig, aber Sajtschik erzählte er begeistert, was in der Klasse los gewesen war, er stopfte sich die Taschen mit den Bonbons voll, die Sajtschik in eine Schale gefüllt hatte, und rannte dann hinaus, um mit seinen Freunden zu spielen. Wie Etan kamen auch andere Kinder nach der Schule zu Sajtschik, obwohl in der Nähe noch ein weiterer Friseursalon war, der von Angelika. Ein Teil der Erwachsenen ging zu ihr, um sich die Haare schneiden und färben zu lassen,

doch die Kinder spielten alle nur auf dem Platz vor Sajtschiks Friseursalon.

Manchmal kamen sie herein, weil sie auf Toilette mußten, oder sie baten um ein Glas Wasser, und diejenigen, die einen Schlüssel um den Hals hängen hatten und auf die daheim niemand wartete, warfen ihre Ranzen unter die Kasse, als wäre der Friseursalon ihr Zuhause. Und alle liefen hinaus, um auf dem Platz vor dem Friseursalon zusammen zu spielen.

Durch das Schaufenster beobachtete ich die Kinder gern beim Seilhüpfen oder beim Fünf-Steine-Fangen, beim Versteckspielen oder beim Kreiseldrehen, ich schaute zu, wie sie Sauerampfer pflückten und den Saft herauslutschten, wie sie den weißen Kopf der Pustebumen wegbliessen und sich dabei im stillen etwas wünschten. Während ich Fingernägel feilte, Nagelhaut abschnitt und Nägel lackierte, schaute ich immer wieder hinaus auf den Platz und lernte, daß beim Versteckspielen der Suchende ruft: »Hinter mir und neben mir und vor mir gilt nicht...« Beim Murnelspielen sagte ich leise mit dem Gewinner: »Gewonnen, genommen«, und ich sumnte vor mich hin: »Leg's hin, leg's hin, leg's hin, keine Tricks, jampampi halevi halewassa«, bis heute weiß ich nicht, was das heißt, erinnere mich aber an die Melodie, und wie die kleinen Kinder bei uns sang ich vom Schnecken, das aus seinem Häuschen herauskommen soll, denn seine Mutter und sein Vater würden ihm Kuchen geben, und bei Papier, Stein, Schere versuchte ich zu raten, wer gewinnt. Auch Sajtschiks Herz war mit den Kindern, die auf dem Platz spielten. Und immer zwischen einem Haarschnitt und dem nächsten ging er zu ihnen hinaus, schnitt Roni die zu langen Ponys, damit sie ihm nicht in die schönen Augen hingen, band Elisabeths blonde Haare zusammen, damit es ihr nicht zu heiß wurde, und Dorkas Dovele kürzte er die langen Locken, damit er nicht wie ein Mädchen aussah.

Manchmal fragte er mich: »Sag, Leale, wem gehört der Junge mit den Locken?«, »Und wer ist das *mejdele* mit den blonden Haaren?«, »Wer ist die Kleine mit dem Pferdeschwanz, und wer ist die mit den Zöpfen?« Oder auch: »Sag mir noch mal, wie diese Shirley Temple wirklich heißt.«

»Leale, schau dir doch mal diese Shirley Temple an«, sagte Sajtschik, als ein kleines Mädchen mit langen, hellen Locken vor dem Schaufenster seilhüpfte. Im Lauf der Zeit erfuhr ich, daß sie Rita hieß und die Tochter des berühmten Herrn Resistance war. Herr Resistance, so wurde er im Viertel genannt, hatte mit dem französischen Untergrund gegen die Deutschen gekämpft.

Er war der einzige Kunde, bei dem Sajtschik schwitzte und zitternde Hände bekam.

Ich fühlte, wie Sajtschik mit den Augen die glatten, vollen Haare von Herrn Resistance streichelte und wie er den grauen Bart betrachtete, der das Kinn bedeckte. Auch ich war sehr beeindruckt von Herrn Resistance. Er hatte ein markantes Gesicht, hohe Wangenknochen und kluge Augen, das eine grün und das andere blau. »So sehen Helden aus«, sagte Sajtschik jedesmal zu mir, wenn Herr Resistance den Friseursalon wieder verlassen hatte. Von den Kunden erfuhr ich, daß Herr Resistance Tausende von Deutschen umgebracht hatte und daß Charles de Gaulle zu uns ins Land kommen würde, um ihn aufzusuchen. Von den Kindern, die Rita zu Hause besuchten, hörten wir von den Orden, die die Regale füllten, von den Silbergegenständen, die es im Wohnzimmer gab, und von den riesigen Bildern an allen Wänden. »So leben Helden«, sagte Etan zu mir. Er fragte sogar: »Warum habe ich nicht so einen Vater?« Und ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte.

Ich glaube, daß Sajtschik Frau Resistance nicht besonders gern mochte.

Jedesmal, wenn sie in den Friseursalon kam, versuchte er, sie zu überreden, sich einen honigfarbenen Carreschnitt machen zu lassen. Aber Frau Resistance war nicht zartfühlend genug, sie wollte, daß Sajtschik ihre Haare zusammenknotete, wie einen Furunkel, mit Haarnadeln und Netz. Sajtschik versuchte weiter, sie zu überzeugen: »Madame, zu Ihnen paßt französischer Chic.«

»Monsieur Sajtschik, wenn Sie von außen schauen, bin ich eine Madame mit Chic, aber innen bin ich tot«, antwortete sie in gebrochenem Hebräisch, mit einem Akzent, der ein Mischmasch aus Französisch und Polnisch war. Ich sah, wie er sich ärgerte, ich glaube, sie hatte ihn tief in seinem Berufsstolz getroffen.

Aber wie immer nahm er sich zusammen und schwieg. Ausgerechnet die kleine Rita war es, die Sajtschik einmal, nur ein einziges Mal, aus seiner gewohnten Ruhe brachte. Sie war damals vierzehn, vielleicht etwas jünger, als sie wie ein sibirischer Wind in den Friseursalon stürmte. »Schneiden Sie mir die Haare ganz kurz!« sagte sie im Befehlston zu Sajtschik. Sajtschik war verblüfft. Er gab ihr keine Antwort, aber Rita sagte: »Ich bin nicht Shirley Temple, wie Sie glauben, ich bin Rita Wolf, und ab morgen werde ich in einem Kibbuz leben.«

»Ihr zieht weg?« fragte er und sah erschrocken aus. »Nur ich«, antwortete sie und wiederholte noch einmal stur: »Und ich will kurze Haare.« Sajtschik wurde blaß.

»Es wäre gut für dich, wenn du etwas von Simson lernen würdest, dem Helden«, sagte ich, um sie davon abzuhalten, sich die Haare kurz schneiden zu lassen. »Was zum Beispiel?« fragte sie mich. »Die Frisur ändern heißt das Glück ändern«, sagte ich. »Also dann so kurz wie möglich«, sagte sie zu

Sajtschik mit der Sicherheit einer Erwachsenen. »Vielleicht wird es ihr noch leid tun«, flüsterte mir Sajtschik zu, während er ihr langsam und mit zitternden Händen alle Locken abschnitt.

Als Rita den Friseursalon verlassen hatte, kehrte ich ihre schönen Locken vom Fußboden auf. Sajtschik ging hinaus, um frische Luft zu schnappen. So war es immer. Jedesmal, wenn er lange Haare abgeschnitten hatte, ging er hinaus und machte eine Pause.

Ich werde nie vergessen, wie ich am ersten Tag im Friseursalon Sajtschik sah, der die Haare zusammenfegte. Es war nach einem langen Arbeitstag, als es Zeit wurde, alles sauberzumachen. Plötzlich fing er am ganzen Körper an zu zittern, sein Kopf wackelte hin und her, seine Augen blinzelten, als sei ihm Staub hineingeraten, und seine Hände umklammerten den Besen so fest, daß sie nicht mehr durchblutet waren und so weiß wurden wie die eines Toten. Und so fegte er langsam die Haare der Kundinnen in einer Ecke des Salons zu einem großen Haufen zusammen.

Locken mischten sich mit glatten Haaren, weiße mit schwarzen und harte mit weichen. Und dann machte Sajtschik eine sehr seltsame Körperbewegung, er beugte den Kopf Richtung Boden, aber sein Hals reckte sich zur Decke. Seine grünen Augen preßten sich zusammen, und mit seinen zitternden Händen suchte er nach der Kehrschaufel, die neben dem Abfalleimer lag. Einen Moment lang dachte ich, er sei blind geworden. »Sajtschik, was ist mit dir?« fragte ich erschrocken. »Mach dir keine Sorgen«, antwortete er in einem sachlichen Ton, »das geht gleich vorbei, *majn kind*.« Als er die Haare in den Abfalleimer warf, krümmte sich sein Körper zusammen, und ich dachte, er würde einen Herzanfall

bekommen. Aber nach ein paar Minuten war es, als wäre nichts passiert, er machte die Augen auf und ging wieder gerade und aufrecht.

Seit damals fegte nur ich die Haare zusammen, die er abgeschnitten hatte.

Das war eines der Dinge, über die wir in all den Jahren schwiegen.

Nicht über alles spricht man, dachte ich bei mir. Das hatte mir Rosa schon lange gesagt. »Jeder braucht etwas Privates in seinem Leben, schließlich kann man nicht über alles sprechen.«

»Ich war bei Ritas Fest«, sagte Etan ganz aufgeregt zu mir. Es war spät, ich war sehr müde, aber Etan konnte sich nicht zurückhalten und erzählte mir, daß er ein bißchen zu spät zu Ritas Abschiedsfest gekommen war. Und noch bevor er ihr Zimmer erreicht hatte, sah er Herrn Resistance in einem gestreiften Pyjama, in einer Hand hielt er ein Einmachglas und mit der anderen zerrte er seine Frau hinter sich her, die etwas auf polnisch schrie.

Dann, als er schon mit den übrigen Kindern in Ritas Zimmer war, hörte mein Etan, daß nebenan Glas zerbrach, danach trat jemand gegen die Tür und schrie vielleicht hundertmal: »Hilfe! Rettet mich vor dem Leben!« Etan erzählte, das sei richtig furchterregend gewesen und er habe gedacht, er bilde sich das nur ein, irgend etwas müsse mit seinem Kopf passiert sein, bis plötzlich gegen Ende des Festes Frau Resistance in einem weißen Satinnachthemd in Ritas Zimmer auftauchte. Sie hatte das Gesicht einer Hexe und umklammerte mit beiden Händen ein zerbrochenes Glas, in dem, mein Etan konnte es beschwören, ein blaues Auge lag. »So sehen Helden aus«,

sagte Frau Resistance zu den Kindern. Sie zeigte ihnen das Auge im Glas und lachte wie verrückt.

Ich erinnere mich, daß Etan anfang zu zittern. Obwohl er schon zehn war, rollte er sich wie ein Säugling auf meinem Bett zusammen und schlief ein.

Es war schon spät, trotzdem ging ich noch zu Rosa. Etans Geschichte ließ mich nicht einschlafen, ich erzählte ihr alles.

Rosa seufzte und sagte zu mir, genau wie Sajtschik es tat: »So sehen Helden aus«, aber ich hatte das Gefühl, daß sie nicht wirklich begeistert war.

In der Nacht lag ich im Bett und machte kein Auge zu. Etan schlief neben mir, er sah wie ein kleiner Mann aus. Ich liebte es, ihn atmen zu hören, ich liebte überhaupt das Gefühl, daß jemand neben mir in meinem Bett lag. Im allgemeinen schlafe ich gern, schon seit Jahren fühle ich mich am wohlsten, wenn ich träume. Wenn der Traum schlecht ist, dann wache ich einfach auf und sage mir, daß das Geträumte nie geschehen und gewesen ist, wenn es aber ein guter Traum ist, habe ich nachts, im Schlaf, schöne Momente der Freude. So ist das mit mir und meinen Träumen.

Rita verließ das Viertel wirklich und zog in einen Kibbuz. Ich hörte, daß sie sich dort dann Rinat Se'evi nannte. Aber die ganze Geschichte setzte Frau Resistance so zu, daß sie leidend wurde und ein paar Jahre später starb. Nur Herr Resistance kam weiterhin in den Friseursalon. Dann strahlten Sajtschiks Augen jedesmal, seine Hände zitterten, und ich sah, wie er Blicke in den Spiegel warf. »So sehen Helden aus«, sagte er aufgeregt, »so sehen Helden aus.«

Ich schaute auf die Kinder draußen, die weiterhin direkt vor mir vorbeiliefen, aber keines blieb stehen, und keines kam in den Friseursalon herein. Ich saß dort, erstarrt, den Kopf voller schmerzhafter Gedanken. Der Tag ging vorbei, und die Nacht kam. Ich kämpfte gegen meine Müdigkeit und meine Schwäche. Es wäre jetzt Zeit, den Friseursalon zu verlassen und nach Hause zu gehen, ermutigte ich mich. Ich sammelte einige Papiere und Dokumente zusammen und klebte auf das Schaufenster das schreckliche Schild mit der Aufschrift: »Wegen Todesfalls bleibt der Friseursalon geschlossen.«

Wie in den letzten dreißig Jahren betrachtete ich auch an jenem Abend das Wiesenstück, die Bushaltestelle und die Schule. Im Gemüseladen von Ruben war noch Licht, Poliwodas Metzgerei war schon geschlossen, und in Efraims Lebensmittelladen saß ein junger Mann. Gegenüber stand die Reihe der alten Häuser, in denen schon seit Jahren neue Bewohner lebten. Die Straßenlaternen gingen an, wie auf eine Kette gereiht, eine nach der anderen, und ein trockener Sommerwind war aufgekommen. Ich hatte den Geschmack von Sand und Wüstenwind im Mund.

Mit wehem Herzen ging ich nach Hause. Ich wußte, daß mich nichts anderes erwartete als eine leere Wohnung mit alten Möbeln, Photos mit Menschen von früher, trockenes Brot und vielleicht ein paar Trauben und Aprikosen, die ich noch vor Sajtschiks Tod gekauft hatte und die bestimmt schon angefangen hatten zu faulen. Und mein Etan war weit weg.

Etan lebt heute in Amerika, was soll ich sagen, in Amerika war ich schon.

»Du wirst bei mir ein warmes Zuhause haben«, hatte mein Etan versprochen, als ich angerufen und ihm gesagt hatte, daß Sajtschik mir als Überraschung eine Flugkarte nach Amerika geschenkt hatte. Er hatte mich reingelegt, mein Sajtschik, ohne daß ich es wußte, hatte er mit Etan das Reisedatum so ausgemacht, daß ich an dem Tag dort wäre, an dem ich meinen Geburtstag feierte. Und erst jetzt weiß ich Trottel, daß Sajtschik damals schon sehr krank war. Er und Etan haben mich reingelegt, sie haben mir einen Geburtstag in Amerika organisiert, damit Sajtschik hierbleiben und in Ruhe sterben konnte. »Du wirst hier erwartet«, hatte mir Etan am Telephon gesagt, »es ist ein wunderbares *timing*«, hatte er noch hinzugefügt, »du wirst siebenundfünfzig, und ich werde Vater.« Etan wurden Zwillinge geboren, zwei Jungen, und keinen von beiden nannte er Srulik.

Mein Etan war nach allen Verwandten benannt worden, jeden einzelnen ehrten wir.

Ich erinnere mich, als sei es gerade erst gewesen, wie wir mit Mordechai vom Kibbuz zusammensaßen, er sollte uns helfen, einen hebräischen Namen für den Jungen zu finden, und wie ich hartnäckig darauf bestand, nicht auf die Verpflichtungen zu verzichten. Stundenlang saßen wir da und versuchten, Buchstaben zusammenzusetzen, bis Rosa vorschlug, wir sollten unseren Jungen Etan nennen. Das Alef für Etkä, das Jod für Jehuda – so hießen Sruliks Schwester und sein Bruder, gesegnet sei ihr Angedenken, die zwei anderen Buchstaben standen für Theodor und Nina, seinen Vater und seine Mutter, auch sie mögen in Frieden ruhen.

Und ich konnte nur tief in mir weinen, weil ich noch nicht einmal die Namen meiner Eltern kenne. »Srulik«, murmelte mein Etan am Telephon, »das ist kein guter Name in Amerika, und Nancy mag den Namen Srulik nicht.«

Für mein Dafürhalten war das ein schlechtes Zeichen, aber Sajtschik und Etan gaben nicht nach, und ich fuhr nach Amerika, um meine Enkel in den Arm zu nehmen, Tom und Guy, und um zu sehen, was für eine Art warmes Zuhause ich dort hätte.

Es ist über drei Jahre her, daß ich dorthin fuhr, und es war heiß und feucht in New York.

Schon am ersten Tag verstand ich, daß man mir nicht erlauben würde, mich um die Enkel zu kümmern. Die schwarze Nanny aus Trinidad machte das besser. »Sie ist professionell, was Kinder angeht«, erklärte mir Nancy mit einem Lächeln.

Etan habe ich fast nie gesehen, von morgens bis in die Nacht rannte er dem Geld hinterher, und auch seine Nancy ist, wie ich schnell verstand, eine beschäftigte Frau, eine sehr beschäftigte Frau. Morgens sucht sie Kleider in der Fifth Avenue, nachmittags schläft sie, und abends geht sie mit ihren Freundinnen essen. Sie ist dünn wie eine Bohnenstange, sagt aber zu mir, sie würde jeden Abend zu einem Dinner gehen. An jedem Wochenende hatte sie eine Verabredung mit Gott und ging beten, um sich jüdisch zu fühlen, und mich bat sie, am Schabbat kein Kaffeewasser aufzusetzen und keine Rühreier zu machen. Mein Etan hat eine amerikanische *rebbezen* geheiratet. Werktags ißt sie Schweinefleisch, aber am Schabbat, und natürlich ausgerechnet, wenn ich da bin, beachtet sie die Speisegesetze.

»Nancy ist eine gute Jüdin, sie liebt das Land Israel sehr«, erklärte mir Etan. »Aber es ist schwer, in Israel zu leben, wegen der heißen Wüstenwinde.«

Mein Dummkopf, nebbich, hat nicht begriffen, daß seine Nancy nur Manhattan liebt.

Sogar wenn ich mit der Nanny und den Babys im Central Park Spazierengehen wollte, sagte Nancy zu mir: »Der Central

Park ist nicht die Rothschildallee, es wird dir schwerfallen, so lange zu Fuß zu gehen.« Und um mich loszuwerden, fügte sie mit einem Lächeln hinzu: »Genieße doch das, was dir in Manhattan geboten wird.« Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt, Englisch kann ich nicht, und jetzt soll ich mit Amerika zurechtkommen? So schickte sie mich los, in den Straßen herumzulaufen. Und ich verirrte mich jeden Tag in einer anderen Avenue. Nu, wie kann man auch zu jemandem, der in einem Erdloch aufgewachsen ist und danach in einem kleinen Viertel gelebt hat, sagen: »Genieße doch das, was dir in Manhattan geboten wird.«

Für ein halbes Jahr war ich gekommen, anderthalb Monate bin ich geblieben.

Eines Morgens packte ich, ohne es vorher angekündigt zu haben, meine Sachen in den Koffer. Etan erschrak. »Mama, was machst du da?« fragte er. »Amerika ist für mich ein Ort ohne Erinnerungen, da ist es in der Erde noch besser«, sagte ich. Er wurde blaß, seine Nancy rot.

»Laß sie doch fahren«, sagte seine Amerikanerin zu ihm. Noch am selben Tag brachte mich Etan zum Flughafen. Unterwegs teilte ich ihm mit, was ich dachte. »Oj, Etan«, sagte ich besorgt, »du mußt, nebbich, hart arbeiten, und ohne Putzfrau wäre dein Haus voller Kakerlaken und Wanzen, und mit einer Nanny aus Trinidad wirst du, Gott behüte, nicht sehr kultivierte Kinder haben. Übrigens, deine Nancy hätte nie die Shoah überlebt, noch nicht mal einen einzigen Tag Arbeitslager hätte sie überstanden.« Etan schnürte es die Luft ab. Er bekam einen kurzen Asthmaanfall, genau wie früher, als er ein Kind war, aber ich habe immer Ventolin bei mir.

»Ab heute spreche ich alles aus, ich schweige nicht mehr, ich schlucke nichts mehr runter«, verkündete ich. Er inhalierte zweimal tief mit meinem Ventolin und schaute mich mit großen Augen an. »Wenn du endlich schon mal redest«, sagte

er, als wir zum Flughafen kamen, »dann ist es vielleicht wirklich an der Zeit, daß du etwas erzählst.«

In dem Moment, in dem er das sagte, verschloß sich mein Mund, und meine Erinnerungen verschwanden im *harzer*. Nachdem ich mich von Etan verabschiedet hatte, fiel mir ein, was unsere Tanja immer gesagt hatte: »Nu, wißt ihr, Kinder, das ist wirklich *a grojsse glik*.« Damals, in Amerika, mitten auf dem Flughafen, verstand ich auf einmal, warum so viele Leute in unserem Viertel mit Tieren sprachen. Frau Helena unterhielt sich jeden Morgen mit ihren Katzen und erkundigte sich, ob sie schon gefrühstückt hätten, die alte Frau Soscha sprach mit ihrer nervösen Hündin und fragte sie, ob sie müde oder traurig sei und ob sie Heimweh habe, Frau Wollmann rief ihrem Papagei zu, er solle endlich den Mund halten, weil ihr der Kopf weh tue, und Tanja erzählte ihrem Rexi ihre Geheimnisse. Und auf dem Rückflug dachte ich die ganze Zeit darüber nach, daß ich vielleicht auch einen Hund bräuchte, wie Tanja Katz.

»Rexi, hör zu, in der Nacht habe ich mich mit Blättern zugedeckt, die von den Bäumen gefallen waren. Und jeden Morgen ging ich gebückt, so wie jetzt, als würde mich jemand an einer Leine weiterziehen, nie habe ich gewußt, ob ich westwärts ging oder ostwärts, nach Norden oder nach Süden, und ich hatte auch keine Ahnung, ob ich vorwärts ging oder rückwärts. Aber immer suchte ich nach Orten, an denen es Licht gab, weil ich mich danach sehnte, Stimmen von Menschen zu hören, und ich betete, daß der Wald nicht aufhören möge.«

Wort um Wort erinnere ich mich an alles, was Tanja erzählt hat.

Ich sah ihr Gesicht nicht, ich ging genau hinter ihr, ich hörte sie nur zu ihrem Rexi sprechen, damals, als ich sie zum ersten Mal traf. Sie machte einen zerbrechlichen Eindruck auf mich.

Rexi, der Hund, zog sie, schleppte sie mit, und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, drehte sich zu ihr um und wedelte mit seinem dünnen Schwanz. In diesen Momenten konnte auch ich die klugen Augen und das lächelnde Gesicht des rötlichen Hundes sehen.

»Freund«, nannte sie ihn, und auch »*měj kochany*«, was »mein Liebster« heißt.

»Junge Frau, du bist neu im Viertel«, sprach sie mich an. »Darf ich vorstellen, das hier ist mein Rexi, und ich bin Tanja.«

Sie interessierte sich für mich und wollte wissen, woher ich kam und wo ich wohnte. Ich mag es nicht, wenn man mir Fragen stellt. Zum Glück verstand sie mich und sagte: »Jeder von uns ist eine Geschichte, eine Geschichte, die niemand erzählen will und niemand hören.« Sie hatte kluge Augen und einen starken Blick. Rexi zog sie zu dem Mispelbaum im Garten nebenan. »Wir sehen uns noch«, versprach sie mir. Von Zeit zu Zeit trafen wir uns auf der Straße. Einmal deutete mein Etan auf Tanja und sagte: »Das ist die verrückte Mutter von Jossi, sie spricht mit Hunden auf polnisch.« Er schüttelte sich vor Lachen und beruhigte sich erst, als ich ihn fest in den Arm zwickte. »Kinder«, sagte Tanja, als sie das Lächeln auf Etans Gesicht entdeckte, »das ist wirklich *a grojsse glik*, aber wir«, sie schaute mich an, »brauchen, Gott sei uns gnädig, viele Rexis und Lassies, um unser Herz auszuschütten.« Die Ärmste, dachte ich und tröstete mich damit, daß ich ja Etan hatte.

Tanja konnte ich nicht trösten. Ich kannte ihren Jossi nicht, ich hatte nur gehört, daß er zum Haareschneiden in ein anderes Viertel ging und daß er darauf bestand, eine weit entfernte Schule zu besuchen. Er hatte auch schon angekündigt, daß er nach seinem Militärdienst im Ausland leben wolle.

Aber mein Etan würde immer bei mir bleiben. »Ein Schatz«, sagte ich damals und umarmte ihn fest. »Sie ist jung, sie

versteht das Leben noch nicht so wie du«, sagte Tanja zu Rexi, bevor wir uns verabschiedeten. »Ich habe dir ja gesagt, daß sie verrückt ist«, sagte Etan. Ich glaube, er hat ihr dieses Zwicken bis heute nicht verziehen.

Tanja und Rexi kamen manchmal beim Friseursalon vorbei.

»Komm, Tanja, laß dich auf meine Kosten ein bißchen verwöhnen«, schlug ihr Sajtschik oft vor, aber sie schaute ihn nur mit ihren großen, schwarzen Augen an und sagte, von Kummer würde man nicht sterben und von Verwöhnen nicht leben. Sie betrat den Friseursalon sehr selten, und wenn, dann bat sie nur um Wasser und einen Keks für ihren Rexi.

Obwohl Tanja keine von Sajtschiks Kundinnen war, wurden über sie die meisten Geschichten erzählt.

»Sogar der Hund darf nicht erfahren, was unsere Tanja wirklich durchgemacht hat, ich habe etwas gehört, etwas wirklich Schreckliches, aber ich darf es euch nicht erzählen, schließlich sind wir zu Sajtschik gekommen, um uns schön machen zu lassen, nicht um uns das Herz schwer zu machen.« So sagte zum Beispiel Dorka jedesmal, wenn jemand im Friseursalon Tanjas Namen erwähnte. Ich erinnere mich, wie Dorka unter der Trockenhaube saß, die dünnen Haare auf Lockenwickler gerollt, die großen Ohren von rosafarbenen Plastikscheiben bedeckt, und ihre dunklen Augen schauten durch das durchsichtige Teil der Trockenhaube. Ich dachte, daß Baba Jaga, die böse Hexe, so ausgesehen haben mußte. Sogar Sajtschik, der ein Herz aus Gold hatte, sagte einmal über Dorka, sie habe statt Spucke Gift im Mund.

Nach Dorkas Bemerkung wartete ich neugierig darauf, daß eine der anderen Kundinnen etwas über Tanjas Leben erzählen würde. Immer wenn im Friseursalon über Tanja gesprochen wurde, fing mein Herz schnell und hart zu klopfen an, ich weiß nicht, warum, vielleicht weil ich das Gefühl hatte, daß Tanja eine ganz besondere Geschichte hatte, wenn sie sie nur ihrem

Hund erzählen konnte. Frau Poliwoda, die mit ihrem schönen Gesicht jeden Morgen bei uns im Friseursalon hereinschaute, setzte sich fast immer auf den Stuhl neben der Kasse. Sie blätterte in den neuen Zeitschriften und erzählte uns, wer krank war, wer im Sterben lag und wer nachts mondsüchtig herumlief. »Nu, das reicht für heute«, sagte sie zu sich selbst, wenn sie alle aufgezählt hatte, bat mich um ein Glas Wasser und ging zu ihrem Mann, der in der Metzgerei schon auf sie wartete.

»Das weißt du bestimmt nicht«, sagte Minka Marcus, die Frau des Zahnarztes, eines Tages zu Sajtschik, während er ihr Farbe auf die Haare schmierte, »am Anfang des Krieges, als Tanja gerade einmal dreizehn war, bezahlte ihr Vater ein Vermögen für die Geburtsurkunde eines gestorbenen polnischen Mädchens. ›Ab heute heißt du Katja«, sagte er zu ihr. Und so, ohne zurückzuschauen, zog ein jüdisches Mädchen mit ein paar Kleidern und einer Geburtsurkunde hinaus in die grausame Welt.«

Frau Poliwoda seufzte und betrachtete Minkas neue Frisur: »Oj, die Welt ist so grausam.«

Es war Zila, die mir heimlich etwas von dem erzählte, was Tanja im Lauf des Krieges geschehen war, ausgerechnet an einem der Freitage, wenn der Friseursalon immer voller Kundinnen war und man sich nur schwer unterhalten konnte, ohne daß es jemand hörte.

An jenem Tag saß Zila sehr dicht vor mir, ihre Haare waren wirr und naß, und ihre schönen Augen glitzerten im Neonlicht. Sie kam mir wie eine polnische Königin vor. Mit ruhiger Stimme, fast flüsternd, erzählte sie mir, daß unsere Tanja-Katja ganz allein einen langen, langen Weg ging, bis sie in einen großen Wald kam, und dann, barfußig und hungrig, verließ sie den Wald und lief durch Felder, bis sie, nebbich, mit letzter Kraft ein Arbeitslager mit weiblichen polnischen Gefangenen

erreichte. Das böse Schicksal wollte es, daß sie gerade dort, im Lager, von zwei polnischen Nachbarinnen erkannt wurde. Die haben sie denunziert und gesagt, daß sie eigentlich Tanja Birnbaum war, ein jüdisches Mädchen. Sie wurde sofort in den *harzer* geworfen und lebte von da an, Gott möge uns davor bewahren, mit einem gebrochenen Körper und empfindlichen Nerven. Aber in der Seele zerbrach Tanja nicht, bei jedem Verhör schwor sie erneut, daß sie Katja wäre, ein polnisches Mädchen, Tochter von polnischen Eltern, mit Generationen von polnischen Vorfahren, und daß sie die Juden, pfui Teufel, hasse. Der Nazikommandant wollte, daß Tanja aufgeben und vor allen bekennen sollte, daß sie Jüdin sei, deshalb verlangte er, daß auch ihre Mutter ins Lager gebracht wurde. Als Tanja ihre Mutter sah, zuckte sie nicht mit der Wimper, sie schwor dem Kommandanten sogar, die Frau nicht zu kennen. Auch ihre Mutter hatte die Situation schnell verstanden und schwieg, aber der Lagerkommandant, sein Name sei ausgelöscht, gab keine Ruhe.

»Das war ihre kleine Schwester«, schrie Dorka plötzlich vom Waschbecken herüber, der weiße Schaum lag auf ihrem Kopf wie eine Wolke.

Ich wunderte mich, daß Dorka sogar unter dem fließenden Wasser hatte hören können, was Zila mir flüsternd erzählt hatte.

Im Friseursalon, hatte Sajtschik einmal zu mir gesagt, können die Tauben hören, die Blinden sehen und die Stummen reden.

In jener Woche hörten Zila, Dorka und Frau Marcus nicht auf zu streiten, wer es war: Mutter, Schwester, Schwester, Mutter. Bis eines Tages Zila wie ein sibirischer Wind in den Friseursalon stürmte, mich fest am Arm packte und sagte: »Jetzt weiß ich es, jetzt habe ich gehört, daß Tanja zu Rexi gesagt hat, daß es ihre Mutter war.« Und noch lauter verkündete sie: »Wer es nicht glaubt, kann ja Rexi fragen.«

Am nächsten Morgen kam Frau Marcus und erzählte Sajtschik, daß Rexi immer zum Pinkeln in ihren Garten komme, und da habe sie ganz unabsichtlich zugehört, wie Tanja Rexi erzählte, der böse Lagerkommandant habe eines Tages von ihr verlangt, auf dem Balkon Teppiche zu klopfen, und genau zu dieser Zeit habe man im Hof unter dem Balkon ihre Schwester aufgehängt. Ein grausamer Nazi-Offizier stand ganz dicht hinter Tanja, um zu kontrollieren, ob ihr Tränen kamen oder ob sich ihr ein Schmerzensschrei entrang. Aber unsere Tanja schwieg. »Sie haben sie nicht aufgehängt«, verkündete Guta, die Frau des Rabbiners, die gekommen war, um ihre frisch gewaschene Perücke abzuholen. »Sie haben sie erschossen, sage ich euch. Sie haben sie erschossen, denn so waren sie sicher, daß das Knallen der Schüsse Tanjas Aufmerksamkeit erregen würde.«

Und damit begann ein neuer Streit, aufgehängt oder erschossen, erschossen oder aufgehängt. »Erschossen, sage ich euch«, rief Guta zornig, »und ich habe euch sogar erklärt, warum sie sie erschossen haben.«

»Guta ist zu einem Doktor der Shoah geworden«, flüsterte mir Dorka verächtlich zu.

Obwohl Sajtschik mir beigebracht hatte, zu hören und nicht zuzuhören, konnte ich an jenem Tag nicht arbeiten. Roter Nagellack kippte mir auf ein weißes Handtuch, eine Flasche Aceton zerplatzte auf dem Fußboden, in die Schale für Guta, die Frau des Rabbiners, die manikürt werden wollte, goß ich kochendes Wasser mit Shampoo statt warmes Wasser mit Seife, und in meinem Kopf blieben die Geschichten über Tanja stecken wie Stecknadeln in Stoff. Ich fühlte, daß ich einer Ohnmacht nahe war, genau wie damals in jener Nacht, als mich Stimmen vom Hof aufgeweckt hatten.

Durch die Ritzen des Fensterladens hatte ich sie gesehen, Tanja und Rexi.

Sie standen im Hof, unter dem Maulbeerbaum. Die Straßenlaterne hinter der Hofecke warf einen Kreis gelbes Licht auf sie, und um sie herum war es stockdunkel. »Rexi, hör zu«, hörte ich sie zu ihm sagen, »bumm, bumm, sie haben auf sie geschossen, einfach so, mitten am Tag, mittags haben sie sie erschossen. Bumm, bumm, ich habe auf den Teppich geschlagen, bumm, bumm, ich habe den ganzen Staub rausgeschlagen.«

Dann schlug sie gegen einen Stamm. »Bumm, bumm«, schrie sie, »bumm, bumm, und meine Mutter starb.« Sie fuhr fort zu schlagen und zu schreien, und Rexi, der neben ihr stand, heulte wie ein Mensch. Als sie endlich ruhiger wurde, hörte ich sie mit weicher Stimme zu ihm sagen: »*Měj kochany, měj kochany.*« Sie umarmte den kleinen Hund und küßte ihn. »Ich habe gewußt, daß du es verstehst«, sagte sie. »Ich habe gewußt, daß nur du es verstehst.«

Immer erinnere ich mich nur an die Geschichten von anderen, meine eigenen Erinnerungen sind ein schwarzes Loch in der Erde. Ich erinnere mich nur mit Mühe an eine dünne, große Frau, die mich jede Nacht aus dem Loch holte, mir ein bißchen zu essen und zu trinken gab und sagte, ich solle den Hof saubermachen.

In einer Ecke stand ein großes Haus, und mir kam es immer vor, als würden dort hinter den Fenstern Kinder vorbeigehen, Kinder, die mir glücklich zu sein schienen. Ich wußte, daß ich mich dem Haus nicht nähern durfte und daß es mir verboten war, mit irgend jemandem zu sprechen. Ich wußte auch, daß etwas Schreckliches passieren würde, wenn ich den Hof nicht saubermachen würde. Ich war klein, vielleicht sechs oder sieben. Ich erinnere mich nicht genau, wie diese Frau aussah, sie kam nur bei Dunkelheit zu mir, aber an ihre Stimme

erinnere ich mich, als wäre es erst gestern gewesen, an Stimmen erinnere ich mich immer wie ein Genie, ich höre eine Stimme und weiß, wer es ist, sogar wenn ich diesen Menschen nur einmal und vor langer Zeit sprechen gehört habe.

Ich erinnere mich auch an die Namen der anderen Kinder, die ins Loch kamen. Sie waren immer nur für kurze Zeit da, dann wurden sie wieder von jemandem abgeholt. Aber niemand kam, um mich abzuholen.

Als der Krieg vorbei war, brachte mich diese Frau aus dem Loch zu einem Waisenhaus, und ab da erinnere ich mich schon an alles.

Wenn ich an damals denke, an die Zeit vor dem Waisenhaus, weiß ich nicht, was davon Wirklichkeit war, was ich geträumt habe oder was ich mir nur einbilde. Nur an die Stimme jener Frau erinnere ich mich zuverlässig. »Leale«, rief sie mich jeden Abend mit leiser Stimme, »Leale, komm aus dem Loch und mach den Hof sauber!« Ihre Stimme war heiser, und sie sprach immer flüsternd zu mir, obwohl wir dort draußen allein waren, nur sie und ich. Nachdem sie gegangen war, versteckte ich mich immer tief, tief in dem Loch, denn ich hatte Angst, daß sich vielleicht doch jemand dort herumgetrieben und uns gehört haben könnte.

Ich bin von Natur aus kein ängstlicher Charakter, ich bin neugierig, ich wollte immer die Geschichten der anderen Leute hören. Ich wollte alles über sie wissen. Aber hier im Viertel verstand ich schon von Anfang an, daß man besser keine Fragen stellt.

Rosa sagte mir, hier sei es ein leichtes, zu wissen, was morgen sein würde, aber unmöglich das, was gestern war. Doch auch ohne Fragen zu stellen, erfuhr ich viel über die

Menschen, nur durch kleine Anzeichen. Auch über Sajtschik erfuhr ich einiges durch Anzeichen, und ich schwieg.

Nur ich wußte, daß unter dem Pflaster auf Sajtschiks Arm eine blaue Nummer war. Sajtschik mochte keine Narben, und Ästhetik war ihm sehr wichtig. Ich merkte genau, daß diese Nummer ihn nicht in Ruhe ließ.

»Nicht jeder muß wissen, wo ich herkomme«, sagte er einmal, als wir allein im Friseursalon waren und er die Gelegenheit nutzte, das alte Pflaster durch ein neues zu ersetzen.

Wenn ihn Kundinnen fragten, woher er komme, antwortete er: »Ich stamme aus der schönsten Stadt der Welt«, und mir fiel auf, daß er genau in diesem Moment den Arm hinter den Rücken hielt.

»Man braucht ein bißchen Prestige, es kann nicht schaden, daß sie glauben, ich komme aus Paris, nicht aus Rumänien«, sagte er einmal zu mir und wurde rot. Ein- oder zweimal sah ich sogar unabsichtlich, daß er versuchte, mit Hilfe eines Rasiermessers die Nummer auf seinem Arm wegzukratzen, das Rasiermesser war blutig, aber die blaue Nummer blieb.

Der Kopf platzte mir vor lauter Erinnerungen, es war mir schwer, aus dem leeren Friseursalon in die leere Wohnung zurückzukehren. Ich ging langsam, sehr langsam und wünschte mir unterwegs inständig, wie damals, auf dem Rückflug von Amerika, daß mich zumindest ein Hund erwarten würde, wenn ich die Tür aufmachte. »Rexi, hör zu«, würde ich zu dem Hund sagen, den ich haben würde. So versuchte ich mich aufzumuntern. Und wieder dachte ich an Tanjas Rexi, der nun auch schon lange tot war, und daran, daß von ihrer ganzen Familie nur noch Jossi übriggeblieben war.

»Als meine Mutter schon alt und krank war«, hatte Jossi zu Sajtschik gesagt, nachdem unsere Tanja gestorben war, »hatte ich plötzlich den Mut, sie zu bitten, sie möge mir erzählen, was

ihr im Krieg passiert ist. Aber sie sagte: »Es ist zu spät, *majn kind*, zu spät.«

Ich habe immer gewußt, daß sie es mir erzählen wollte, hatte aber immer Angst davor, es zu hören. Ich fühlte, daß sie darüber enttäuscht war, aber weißt du, ich war ein Kind, ich konnte nicht anders.«

Sajtschik schwieg, als würde er verstehen, daß Jossi noch nicht alles erzählt hatte.

»Ein paar Stunden vor ihrem Tod«, sagte Jossi nach einem langen Schweigen, »schaute sie mich an und fragte: »Jossele, willst du wirklich wissen, was war?« Sie konnte sich kaum noch bewegen, nur große Augen und Knochen waren von ihr übriggeblieben. »Jossele«, sagte sie mit zitternder Stimme, und ihre Augen waren schon fast geschlossen, »frag unseren Rexi.« Ich dachte, sie wäre schon vollkommen verwirrt, aber kurz bevor sie starb, zog sie mich noch an der Hand, und so, fast ohne Stimme, sagte sie ihre letzten Worte zu mir: »Jossele, frag Rexi, mein Rexi weiß alles.««

Als ich zu Hause ankam, warteten ein paar Nachbarn auf mich – Dorka, Zila, Guta und Frau Poliwoda, außerdem ein neuer Nachbar, der Synagogendiener und noch ein paar andere.

Plötzlich wurde mir klar, daß man in meiner Wohnung noch einmal für die sieben Trauertage, die Schiwa, zusammenkommen würde.

Sajtschik hatte doch keine Familie, für alle war ich so etwas wie seine Frau.

In diesem Moment wollte ich beides, flüchten und zugleich seine Frau sein, deshalb bat ich alle in die Wohnung und ging selbst zu Rosa. Aus ihrem Blick schloß ich, daß ich mich nicht richtig verhalten hatte, deshalb ging ich nach Hause zurück.

Mit dem Körper war ich während der Trauertage mit allen zusammen, aber mit dem Kopf war ich woanders. Rexi, so werde ich meinen Hund nennen, dachte ich. Obwohl die Wohnung voller Menschen war, war sie für mich leer, und ich wollte einen Hund haben, so wie Tanja einen gehabt hatte.

Die Trauergäste saßen im Wohnzimmer, Dorka und Frau Poliwoda brachten alle paar Minuten Getränke und Kekse herbei. Ich achtete nicht auf die Gespräche, ich hörte nur Worte. Sie sprachen über Sajtschik, manchmal erwähnten sie auch meinen Etan, man fragte sich, wie es ihm gehe, dann redeten sie wieder von sich selbst. Ich schaute dauernd heimlich auf die Uhr und freute mich, daß es immer später wurde, denn ich wußte, daß sie nicht über Nacht bleiben würden.

Kurz vor Mitternacht gingen alle. Ich blieb allein in der leeren Wohnung zurück. Ich umklammerte die Dokumente, die

ich vom Friseursalon mitgebracht hatte, Schecks, Terminkalender, Blöcke und anderes Zeug, das mir in die Hände gefallen war, und ging in Etans Zimmer. Seit Jahren sah es genauso aus wie früher, nur ohne Etan. Dort stand sein alter Schreibtisch mit Schubladen voller Hefte aus seiner Schul- und Universitätszeit. Auf sein Bett hatte ich zur Erinnerung seinen Teddy gesetzt, da lag auch der sechsfarbige Wasserball, den mein Etan immer mit zum Strand und zum Schwimmbad genommen hatte. Neben dem Bett standen sein Tretroller und sein Fahrrad und auf dem Regal alle drei Enzyklopädien, die es damals auf hebräisch gegeben hatte, die Torakommentare von Gordon und von Cassuto sowie Dubnows *Weltgeschichte des jüdischen Volkes* – all diese Nachschlagewerke hatte ich für ihn gekauft, damit er ein guter Schüler sein und Erfolg im Leben haben würde.

Wieso ist er mit solch einem Zimmer und so vielen Spielsachen und Enzyklopädien nach Amerika gefahren, fragte ich mich im stillen.

»Was habe ich falsch gemacht, daß er weggefahren und nicht wiedergekommen ist?« fragte ich mich dann laut, denn ich wußte, daß niemand auf der Welt mich hören konnte.

»Sogar Tanjas Jossi ist am Schluß ins Viertel zurückgekommen«, sagte ich zu meinem Etan. Noch einmal betrachtete ich sein Spielzeug und die anderen Sachen. »Ich habe nie eine Puppe gehabt«, erzählte ich ihm. »Ich hatte keinen Teddy, und ich hatte keine Bauklötze, keinen Ball, kein Hüpfseil, keinen Kreisel. Im Sommer zeichnete ich mit einem Zweig Figuren in den Sand, Menschen und Tiere, Autos und Eisenbahnschienen, und dann machte ich ›tut-tuuut‹, als würde ich mit einem Zug fahren. Aus den Blättern, die im Herbst von den Bäumen gefallen waren, und aus dem Stroh, mit dem das Loch bedeckt war, bastelte ich mir Schmuck, ich baute Türme, ich machte mir sogar Kleidungsstücke daraus, und wenn es

regnete, habe ich im Loch Kuchen aus Matsch gebacken, und wenn Schnee lag, grub ich und grub und stellte mir vor, daß unter der Schneedecke ein Schatz auf mich warten würde.« So sprach ich mit Etan in der leeren Wohnung, und ich erinnerte mich, als wäre es eben erst gewesen, an meine große Aufregung, als ich das erste Mal mit richtigen Spielsachen spielte, nachdem mein Etan schon geboren war. Wenn ich Spielzeug und Bücher besessen hätte, wäre ich nie weggefahren, an keinen Ort der Welt. Ich drückte Etans Ball fest an mich, er war glatt und bunt und sah aus wie neu. Ich schnupperte an ihm, er roch noch nach Meer und Sommer. Um nicht zu weinen, verließ ich sein Zimmer und machte die Tür hinter mir zu. Dann lief ich ein bißchen in meinem Zimmer herum, in dem ich wohnte und schlief, und auch da hatte sich nichts verändert. Wie immer stand dort der Schrank mit den vier Türen, so einer, wie ihn die Jewish Agency jedem Einwanderer zur Verfügung gestellt hat, ein kleiner Resopaltisch, zwei Sessel und ein Bett, in dem ich schon seit so vielen Jahren allein schlief.

In der kleinen Küche machte ich mir Tee und konnte ihn nicht trinken.

Sajtschik hatte nie bei mir gewohnt, trotzdem hatte ich es immer so empfunden, als lebten wir zusammen, und erst seit er gegangen war, fühlte ich mich wirklich allein. Mit der vollen Teetasse setzte ich mich in die Küche neben das Telephon, als ob es der einzige Freund wäre, den ich auf der Welt hatte.

Das Telephon enttäuschte mich nicht. Aber es war nur Mordechai vom Kibbuz, der anrief. Er sprach nicht viel. »Du weißt, daß ich in Gedanken bei dir bin«, sagte er, »ich bin ebenso traurig wie du.«

Ich antwortete nicht. Mir kam es vor, als wolle er mir noch etwas sagen. Aber was versteht er schon, dachte ich und legte

auf. Ich glaube, ich habe mich noch nicht einmal für den Anruf bedankt.

Mordechai hat Sajtschik zum ersten Mal auf Sruliks Beerdigung getroffen. Die beiden haben gemeinsam meinen Sruлик mit Erde bedeckt. Ich erinnere mich, daß Rosa hinterher zu mir sagte, Sajtschik, der Strahlende, Glänzende, habe in seinem weißen Anzug neben dem Kibbuznik ausgesehen wie ein polnischer Graf.

Gleich nach der Beerdigung fragte mich Sajtschik, wer der braungebrannte, muskulöse Mann mit den schwarzen Augen gewesen sei. Ich erzählte ihm, daß es dieser Kibbuznik war, der mich im Waisenhaus gefunden hatte, der Mann, durch den ich Sruлик kennengelernt hatte. Während der Schiwa kam Mordechai jeden Tag zu uns. Immer erschien er am Nachmittag und blieb so lange, bis ich schon ins Bett gegangen war.

Obwohl Mordechai mehr Glatze als Haare hatte, war Sajtschik begeistert von ihm und sagte, Mordechai sei ein richtiger Mann.

Aber ich wollte nicht, daß Mordechai so oft zu uns kam. In seiner Anwesenheit blieb ich immer Leale, das Waisenkind, Leale, das schwächliche Flüchtlingskind aus dem Kibbuz. Ich freute mich, daß Sajtschik es übernahm, sich an meiner Stelle um diesen Gast zu kümmern. Schon bei der Schiwa fiel mir auf, daß Mordechai mit seinen Geschichten über die Erntearbeiten und den Hühner- und Kuhstall Sajtschik in Bann schlug, er brachte ihm auch bei, wie man Kaffee mit Kardamom kochte. Seit damals läuft mir ein Schauer über den Rücken, wenn ich Kardamom nur rieche. Ich werde Mordechai auch nicht sein lautes Lachen vergessen, das noch nie zu den Tragödien in meinem Leben gepaßt hat.

»Mordechai, der Sabre«, hat Sajtschik ihn immer genannt. Er war so stolz, einen Freund aus dem Kibbuz zu haben. Von

Sajtschik erfuhr ich, daß Mordechai einer der großen Männer der Kibbuzbewegung war. Jede Woche wurde er von seinem Kibbuz zu einer wichtigen Sitzung nach Tel Aviv geschickt, und an den Abenden ruhte er sich manchmal bei Sajtschik aus.

Zuweilen erschien er auch im Friseursalon. Jedesmal, wenn ich ihn sah, erinnerte er mich an die schmerzliche Zeit im Kibbuz. Mein Herz zog sich zusammen, wenn er wie ein General in der Tür stand, das Hemd über der Brust offen, in Sandalen oder knöchelhohen Schuhen und mit dem Geruch nach Schweiß. Immer schleppte er wie ein Pionier eine Kiste Orangen oder Tomaten oder auch Sträusse von Gladiolen mit, die bei ihnen auf den Feldern wuchsen.

Sajtschik hingegen war glücklich, Mordechai zu sehen. Wenn ich beobachtete, wie Sajtschik seine schwarzen Haare ordnete, sie plötzlich nach hinten strich und seinen weißen Anzug zurechtzupfte, wie er rot wurde und sich auf seinem Gesicht ein Lächeln ausbreitete, wußte ich, daß er im Spiegel schon gesehen hatte, daß Mordechai, der Sabre, in der nächsten Minute bei uns im Friseursalon auftauchen würde.

Wenn sie ein paar Worte gewechselt hatten, gab Sajtschik Mordechai seinen Wohnungsschlüssel. Mordechai lachte und klopfte ihm auf den Rücken. Wenn er meinen bösen Blick sah, sagte er zu mir: »Sajtschik mag das, wenn ich ihm einen Klaps gebe.« Sajtschik lächelte und schwieg.

Ich glaube, daß ich sogar eifersüchtig war, wenn Mordechai in Sajtschiks Wohnung aus und ein ging. Ich selbst habe ihn dort nie besucht.

Sajtschik und ich sahen uns im Friseursalon. Mein Etan und Sajtschik trafen sich bei uns in der Wohnung, und wenn Sajtschik allein sein wollte, ging er zu sich nach Hause, und selbst heute weiß ich kaum, wo er gewohnt hat. Das war eines der Dinge, über die man nicht sprach. Nie war es ein Gesprächsthema.

Ich trank von dem Tee, er war kalt und bitter. Ich blieb weiter in der Küche sitzen und hatte zum ersten Mal das Gefühl, daß ich sterben würde.

Nie habe ich die Menschen verstanden, die sagten, sie wollten sterben, irgend etwas hat mich immer am Leben gehalten. Sogar als ich so allein in der Küche saß, hörte ich nicht auf, daran zu denken, daß ich mir schon morgen einen Hund nach Hause holen würde, damit ich jemanden zum Reden hätte, jemanden, der mir einen Grund geben würde, weiterzuleben.

Ich fühlte, daß mein Herz sich mit Blut und Schmerz füllte, mein ganzer Körper war schwach, und ich wußte, daß ich niemanden mehr hatte, der mir wirklich nahestand. Ich versuchte mich vor diesen Gedanken zu retten, und trotz der späten Stunde ging ich wieder zu Rosa. Bei ihr fühlte ich mich immer sicher.

Doch in dieser Nacht, als ich zu ihr kam, standen die Zeichen nicht gut. Sie saß wach im Sessel, als habe sie auf mich gewartet, und las zum dritten Mal den *Tod in Venedig*. Deshalb wußte ich, daß die Stimmung bei Rosa nicht wirklich ermutigend war. Diese Geschichte hatte mir schon immer Alpträume bereitet. Und wirklich sagte Rosa mit einer seltsamen Stimme mindestens hundertmal zu mir: »Leale, es ist dir etwas Schreckliches passiert, Leale, es ist dir wirklich ein Unglück widerfahren.« Es war eine dunkle Nacht. Schwaches Mondlicht drang durch das Fenster herein, und um uns herum schwebte der graue Qualm ihrer Zigarette.

»Ergib dich dem Todesengel nicht, laß ihn nicht über uns siegen«, sagte sie zu mir und fügte hinzu, daß sie in meinen Augen den Blick des Todes sehe.

Seit ich Rosa kannte, saß sie die meiste Zeit im Sessel, um sich herum Bücher, Kekse, Kaffeetassen und Zigaretten der Marke Dubek. Das Haus verließ sie nur, um Menschen davon

zu überzeugen, daß sie nicht auf das Leben verzichten durften. Sie ging zu Sterbenden, Kranken, Verzweifelten, um diesem Auftrag nachzukommen. Und zu Pschigurskis Leihbücherei.

Sie nahm einen Schluck Kaffee und zündete sich noch eine Zigarette an.

»Wir sind schon nicht mehr viele«, sagte sie und fügte mit leiser Stimme hinzu: »Wir müssen den Tod besiegen.« Ich glaube, sie wollte nicht, daß der Teufel sie hörte. »Der Todesengel treibt sich in unserem Viertel herum, er sucht die Überlebenden. Wenn er einen von uns erwischt, zieht er ihn mit aller Macht zu sich. Wir dürfen uns nicht ergeben, der Todesengel zieht uns von links, und wir zerren nach rechts, bis wir obsiegen.«

Das einzige, was ich vor Augen sah, war das Bild von Großvater Elieser, der an der Karotte zieht, wie in der Kindergeschichte von Kipnis, und auf meinen Lippen klebte ein törichtes Lächeln.

Ich konnte ihr nicht länger zuhören. Ich hatte das Gefühl, mir würde ein Dibbuk in den Körper kriechen. Die ganze Zeit wollte ich nur noch von dort weglaufen. Als ich aufstand, um zu gehen, hörte ich, daß sie mir hinterherrief: »Leale, laß ihn nicht siegen!«

In dieser Nacht packte mich eine solche Schwäche, daß ich nur noch sterben wollte. Zum ersten Mal verstand ich Fejge, die ihr ganzes Leben lang nur hatte sterben wollen. Und die, nebbich, bis heute noch lebt.

Obwohl wir Nachbarinnen waren und wirklich Haus an Haus wohnten, traf ich Fejge normalerweise nur im Friseursalon.

Fejge war höchstens zwei Jahre älter als ich, vielleicht drei, aber sie sah, wie soll man es sagen, aus, als wäre sie aus einer anderen Generation, wie eine alte Jüdin aus dem Shtetl, die

nur irrtümlich bei uns im Viertel gelandet war. Sie trug immer geblünte Großmutterkleider, lief mit großen leeren Plastiktaschen herum, und ihre Schuhe waren orthopädische Modelle für Gehbehinderte. Fejge hatte winzige braune Locken, kleine gelbliche Augen, eine Haut, als hätte sie Gelbsucht, und sehr dünne Beine. Ihre Finger waren kurz und dick, und an ihren Enden waren nur Reste von Fingernägeln. Sie ging immer mit kleinen Schritten, wie ein Vogel, der auf einem Feld Körner sucht.

Sowohl ihr Gesicht als auch ihre Bewegungen erinnerten mich immer an ein Küken, einmal sagte ich sogar zu Sajtschik, ich sei sicher, daß sie Körner esse. Aber sein Blick zeigte mir, daß mein Witz nicht besonders gelungen war. Fejge gehörte zu jenen, die den Friseursalon nur betraten, wenn keine anderen Kundinnen da waren. Sie setzte sich nie hin, sie wollte kein Haarewaschen oder Färben, auch keine Maniküre. Sie ging zu Sajtschik und bat ihn flüsternd, als handle es sich um ein Geheimnis, ihr die Locken zu schneiden, die ihr in die Augen hingen. »Bitte schneide sie kurz und gerade«, sagte sie, und nach ihrem Trockenschnitt verließ sie sofort den Friseursalon, ohne zu bezahlen und sogar ohne sich zu bedanken. Fejge hatte eine Tochter namens Jechida – Einzige. Diesen Namen hatte sie gewählt, als der Arzt ihr nach der besonders schweren Geburt gesagt hatte, daß sie keine weiteren Kinder bekommen könne.

Mietek, ihren Mann, traf ich anfangs immer bei Rosa, wenn er ihr die Post brachte, und dann, als er pensioniert war, sah ich ihn nur in seinem Garten. Er war ein kleiner, runder und gutherziger Mann, der allen zulächelte. Immer sagte man über ihn, er sei ein wirklicher *schlimassel*, ein chronischer Pechvogel, und er sei auch weder ein hoher noch ein niedriger Postbeamter, sondern nur eine Putzkraft in der Postfiliale eines weit entfernten Viertels. Über Mietek dachte ich nicht viel

nach, aber die Geschichte von Fejge, seiner Frau, ging mir nie mehr aus dem Kopf, nachdem Ida sie mir einmal erzählt hatte. Wieder und wieder kam sie mir in Erinnerung, zusammen mit Idas Stimme, mit der sie sie mir erzählt hatte, als wäre sie nur ein Märchen, keine wahre und traurige Geschichte.

»Du wirst am Leben bleiben!« So hatte Fejges Mutter beschlossen. »Du wirst am Leben bleiben!« Sie schrie es, als ihre Fejge auf dem Boden landete. Der Zug fuhr weiter, und Fejgele blieb zurück, barfuß und mit zerrissenem Kleid, sie schrie: »Mama, ich werde ein braves Kind sein, Mama, ich verspreche dir, daß ich immer ein braves Kind sein werde.« Fejge sprang auf die Gleise und rannte dem Zug hinterher.

Um sie herum waren nur Drahtzäune, Gleise und ein großer Wald. Und die kleine Fejge rannte und rannte, bis sie müde wurde.

Dann setzte sie sich auf die Gleise und wartete auf den nächsten Zug, der sie zu ihrer Mutter bringen würde. Aber der Zug kam nicht, statt dessen kam irgendwann ein Panzer.

»Der Krieg ist zu Ende, der Krieg ist zu Ende!« riefen Soldaten in Uniform der kleinen Fejge zu, nahmen sie mit sich und brachten sie in ein Flüchtlingslager. Die kleine Fejge, nebbich, war gerettet.

»Bis heute«, sagte Ida seufzend, »will sie, genau wie ich, in den Himmel kommen, um dort ihre Mutter und ihre ganze Familie zu treffen.«

Ich weiß noch, was ich dachte, nachdem ich die Geschichten von Fejge und Ida gehört hatte: Wenn ich in den Himmel komme, werde ich meine Familie überhaupt nicht erkennen, und auch von ihnen wird keiner wissen, daß ich es bin, Leale.

Am liebsten hätte ich zu Ida und Fejge gesagt, sie sollten schnell sterben, schließlich wüßten sie, wozu, aber mir war klar, daß man so etwas nie zu anderen Menschen sagen durfte.

An einem Morgen, als ich zum Friseursalon eilte, sah ich Mietek, der auf seinem Balkon stand und wie ein Verrückter schrie: »Wir haben Fejge verloren, wieder haben wir sie verloren!«

Sofort stürzte Herr Poliwoda aus seiner Metzgerei und schrie: »Mietek! Sie ist nicht hier!« Nach ihm kam Ruben aus dem Gemüseladen und rief zum Balkon hinauf: »Hier ist sie auch nicht!« Danach erschienen auch Efraim vom Lebensmittelladen, Sajtschik, Ida, Guta und Zila, Minka und ihr Mann, Dr. Marcus, der Zahnarzt, und Dr. Wollmann, der, wie bei einem Wettrennen, mit seiner großen Arzttasche von seinem Haus zu Fejges Haus spurtete.

Ich war damals auf dem Weg zur Arbeit und dachte, ich träume. Auf dem ganzen Weg hörte ich von nah und fern die Rufe: »Sie ist nicht hier!«, »Hier auch nicht!« und »Auch hier nicht!«

Als ich wieder zu Fejges Balkon schaute, sah ich dort Dorka am Geländer stehen, die kleine Jechida auf dem Arm, und beide schrien, Dorka mit lauter Stimme und Jechida mit leiser: »Mama, komm, Mamale, komm zurück!« Ich verstand nicht genau, was los war. Ich betrat den Friseursalon und zitterte am ganzen Körper. Sajtschik nahm mich in den Arm.

»Fejge will sterben«, sagte er. »Sie will ihr ganzes Leben lang nur sterben.«

Im Hintergrund waren immer noch die Nachbarn zu hören, wie sie riefen: »Sie ist nicht hier!«, »Auch hier nicht!« und »Wir haben sie verloren, wieder haben wir sie verloren!«

Ich hörte nicht auf zu zittern. Es war eines der wenigen Male, daß Sajtschik mir eine Tasse Tee machte. Dann erzählte er mir, wie vor Jahren, noch bevor ich ins Viertel gekommen war, Fejge zu Mietek gesagt hatte, sie ginge jetzt zu ihrer Mutter, dann verließ sie das Haus und war verschwunden. Der Polizist, der sie zu ihrer Familie zurückbrachte, erzählte, gute Menschen hätten sie gefunden, wie sie allein auf dem Bahnhof von Beer Sheva herumgeirrt war. Noch am selben Tag hatte ihr Dr. Wollmann eine Medizin gegeben, und ab da war sie ruhiger geworden. »Und jetzt«, sagte Sajtschik enttäuscht, »läuft sie wieder weg von hier.«

Sajtschik hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da hielt ein Polizeiauto vor dem Friseursalon.

Ein junger Polizist stieg aus, kam herein und fragte Sajtschik höflich: »Entschuldigen Sie, wo wohnt hier die Familie von Frau Fejge?«

In diesem Moment sah ich Fejge aus dem Wagen springen, barfuß, mit ihrer leeren Plastiktasche. Die Haare standen ihr wild um den Kopf, und sie trug ein weißes, zerknittertes Nachthemd. Sie rannte vom Polizeiauto weg zu ihrer Wohnung.

Vom Friseursalon aus konnten wir die Nachbarn rufen hören: »Mietek, deine Fejge ist wieder da!« Und wie am frühen Morgen kamen wieder alle aus ihren Wohnungen gerannt und riefen: »Mietek, sie ist hier! Unsere Fejge ist wieder da!« Bis Dorka laut schreiend verkündete: »Gott sei Dank, unsere Fejge ist heil und gesund zurückgekommen.« Dann wurde es ruhig. Sogar heute noch erinnere ich mich an diesen schrecklichen Tag, an dem Fejge verlorengegangen war. Die Wahrheit ist, daß ich mich im Lauf der Zeit an Fejges Ausbrüche gewöhnt habe wie an die Jahreszeiten, die in festen Abständen kommen und gehen und einen trotzdem jedesmal wieder anrühren.

»Uns Juden«, sagte Rosa zu mir, nachdem Fejge wieder einmal weggelaufen und wieder einmal zurückgekommen war, »uns fällt es sogar schwer zu sterben.« Und plötzlich dachte ich bei mir, daß ich früher nichts gehabt hatte, wofür ich hätte sterben wollen. Aber heute, da ich Srulik und Sajtschik und noch viele andere Tote habe, die im Himmel auf mich warten, hätte ich, auch wenn das Sterben schwer wäre, endlich ein paar gute Gründe, mich anzustrengen.

Im Friseursalon, so wie im ganzen Viertel, war es nach Fejges Rückkehr ruhig geworden.

Ich trank ganz langsam den wohlschmeckenden Tee, den Sajtschik mir gemacht hatte, und wünschte mir, daß die Tasse nie leer werden würde. Mir fiel das Wunder ein, das sich einmal im Tempel ereignet hatte. Rosa hatte mir davon erzählt, vom Ölfäßchen, das acht Tage lang nicht zur Neige ging. Ich trank in kleinen, sehr kleinen Schlucken, schaute Sajtschik in die Augen und wartete auf ein Wunder.

Seine grünen Augen funkelten, seine schwarzen Haare glänzten vor lauter Brillantine, und sein Schweigen machte ihn noch schöner, als er sowieso schon war. In diesem Moment wünschte ich mir sehr, ihn zu umarmen, aber ich schämte mich. Ich hoffte, er würde mich noch einmal in den Arm nehmen.

Mein Blick verriet vermutlich meine Liebe, denn er errötete. Er sprühte aus einer Plastikflasche Wasser auf einen Spiegel und begann, ihn mit Zeitungspapier trockenzureiben.

Beim Quietschen der Zeitung auf dem Spiegel lief mir ein Schauer über den Rücken. Vielleicht wollte er mich auf diese Art wieder von der Liebe befreien, aber ich beruhigte mich nicht, und gerade weil er den Spiegel putzte, konnte ich den Blick nicht von ihm wenden, denn da fiel mir wieder auf, wie lang und schön seine Finger waren, und ich fühlte mich noch mehr zu ihm hingezogen.

In der Luft lag die gleiche Spannung wie in *Vom Winde verweht*. Ich konnte nicht laut sprechen, nur im Herzen, und wie Scarlett O'Hara ergriff mich ein Schwindelgefühl, mein

Mund wurde trocken, und ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. In dieser angespannten Stille hörten wir plötzlich eine Arie aus *Rigoletto*.

Auch heute noch denke ich, wie damals, daß dies der Morgen eines verrückten Tages war. Der Morgen ist verrückt geworden, dachte ich.

Es war noch nicht einmal zehn Uhr, Fejge war verlorengegangen und wiedergefunden worden, ich war von Liebe ergriffen worden, und die Opernsängerin sang für Sajtschik eine Arie aus *Rigoletto*.

Unsere Opernsängerin kam ein paar Jahre nach mir ins Viertel. Sie erschien mit ihrem Alexander, der damals vier Jahre alt war und wie Etan, nebbich, ohne Vater aufwuchs. Sie hatte schöne, große braune Augen und langes, gelocktes schwarzes Haar. Ihre Hände waren weiß, mit schweren, aber gepflegten Fingern.

Sie lief in hochhackigen Schuhen im Viertel herum, in Ballkleidern, in Paillettenblusen mit tiefem Ausschnitt, und sie war von einem Parfüm umhüllt, das wie Mottenpulver roch.

Als Etan noch klein war, erzählte er mir, die Sängerin würde in unserem Viertel Aufführungen geben. Ich sah nie eine dieser Aufführungen, denn ich war die meiste Zeit im Friseursalon. Aber ich hörte von Guta, die Sängerin sei überzeugt, daß die ganze Welt eine Bühne ist, deshalb würde sie plötzlich auf den Hof gehen, in einem seltsamen Kostüm, und allen Vorübergehenden verkünden, daß gleich ihr Auftritt beginne. Unsere Dorka, die immer einen klugen Spruch parat hatte, sagte, sie mache sich Sorgen, daß die Kinder unseres Viertels noch glauben könnten, eine Oper sei der Auftritt von Verrückten, aber Ruben vom Gemüseladen erklärte ihr, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, weil sowieso keiner der

Sängerin zuhören. Er lächelte und sagte, nur in Sajtschiks Friseursalon würde man Verrückten Ehre erweisen. Dorka war es auch, die die Sängerin »Gräfin Potocki« nannte. Aber die Kinder nannten sie »Alexanders Mutter«, bis mein Etan sich traute, die vornehme Dame zu fragen, wie sie heiße. »Ich bin Madame Butterfly«, antwortete sie stolz, und ab da hieß sie bei allen nur Frau Madame.

»Nenne mich heute Gilda«, bat sie Sajtschik, als sie an jenem Morgen den Friseursalon betrat. Ich setzte mich an den kleinen Maniküretisch und zwang mich, aus dem ganzen Wirrwarr, der über mich hereingebrochen war, aufzuwachen.

»Maniküre?« fragte ich Frau Madame, und noch bevor sie antworten konnte, füllte ich die Schale mit warmem Wasser und räumte meine Utensilien auf den Tisch. Frau Madame setzte sich auf den kleinen Stuhl mir gegenüber. Sajtschik putzte weiter die Spiegel. »Hier ist es wie in der Oper«, sagte Frau Madame zu mir, »lauter Spiegelbilder.« Frau Madame, die besonders gut gelaunt war, erzählte von Alexander, ihrem genialen Sohn.

Ihr Alexander, das Wunderkind, wie sie ihn nannte, war ein magerer Junge, lang und schmal, mit großen schwarzen Augen, kurzen, glatten, dunklen Haaren und einem seltsamen Blick. Jeden Abend, wenn alle Kinder schon vom Platz verschwunden waren, stand er allein draußen und wartete mit vielen Büchern von berühmten Philosophen, bis Sajtschik ihn aufforderte, in den Friseursalon zu kommen.

Am Ende eines langen Arbeitstages saßen sie zusammen wie Freunde, tranken Kaffee oder Tee und unterhielten sich über die Bücher. Ich glaube, daß von allen hier nur Sajtschik und Alexander diese Bücher verstanden. Sajtschik lauschte Alexanders Erklärungen, machte Anmerkungen, korrigierte

seine Fehler, und mich schickte er dann immer zu Poliwoda, um Wurstbrote für Alexander zu holen. Sajtschik wußte so gut wie wir alle, daß Frau Madame abends das Haus für ihre Aufführungen verließ und deswegen nie jemand da war, der Alexander etwas zu essen machte.

Als Alexander einmal ein paar Bücher dagelassen hatte, bat ich Sajtschik, mir ein oder zwei davon für eine Nacht zu leihen.

Ich wählte Spinoza und Nietzsche aus, denn ich hatte einmal gehört, wie Sajtschik gut über sie gesprochen hatte, und die ganze Nacht lang versuchte ich, sie zu lesen. Ich verstand alle Wörter, aber ich hätte Erklärungen gebraucht, um auch ihren Sinn zu verstehen. Mich packte der Schmerz darüber, daß ich nicht zur Schule oder zur Universität gegangen war, und ich konnte nicht einschlafen. Die ganze Nacht grübelte ich, ich hatte das Gefühl, daß mein Gehirn wie ein verdorbener Klebstoff war, an dem nur Unsinn hängenblieb, irgendwelche Sachen von früher, nur Wunden und Schmerzen. Ohne den Krieg wäre ich bestimmt auch jemand geworden, sagte ich mir, aber in Wirklichkeit fühlte ich mich klein und dumm. Bis zum Morgen versank ich in meinen Tränen.

Als ich endlich einschlafen konnte, hatte ich einen Traum. Ich schwamm in einem Ozean voller Salzwasser, und statt Fischen gab es in meinem Ozean Bücher. Ich versuchte zu ihnen zu gelangen, aber die Bücher lösten sich im Wasser auf, und die Blätter, die um mich herumschwammen, verwandelten sich auf einmal in kleine Fische. Und dann kam plötzlich ein Sturm auf, und ich gelangte mit den hohen Wellen zum Hafen von Haifa, und am Strand warteten Mordechai, der Sabre, und der Sekretär vom Kibbuz, und das war schon Grund genug zum Aufwachen. Am nächsten Morgen brachte ich Sajtschik die Bücher zurück.

Er sah meine roten Augen. »Leale, deine Zeit ist noch nicht gekommen«, sagte er liebevoll. »Mit vierzig beginnt das Alter des Verstands.« Damals war ich etwas über dreißig.

Ich wollte nicht aufgeben. Anfangs überlegte ich, mit diesen Büchern zu Rosa zu gehen, schließlich war sie eine kluge Frau und konnte mir bestimmt alles erklären, aber dann fiel mir ein, daß sie nur Gedichte, Märchen, Romane und Geschichten aus der Bibel mochte. Deshalb bat ich Sajtschik, bei seinen Gesprächen mit Alexander zuhören zu dürfen, vielleicht würde mir das helfen, das Geschriebene besser zu verstehen. Ein paarmal blieb ich bis spät am Abend bei ihnen. Ich horchte auf jedes Wort, aber obwohl sie ein einfaches Hebräisch sprachen, verstand ich nicht alles, was sie sagten. Mir wurde klar, daß es mir an Schulbildung fehlte, und ich schämte mich schrecklich, beruhigte mich dann aber damit, daß zumindest mein Etan mit vierzig solche Bücher ohne Erklärungen verstehen und mir Ehre machen würde.

Bis heute habe ich wenigstens das gute Gefühl, daß ich etwas von Opern verstehe.

Sajtschik wußte, daß ich alles Romantische liebte, er wollte mir wohl auch zeigen, daß ich nicht so dumm war, wie ich mir selbst vorkam, deshalb kümmerte er sich darum, daß ich *Rigoletto*, *Don Giovanni*, *Aida* und viele andere Opern kennenlernte.

»Das ist wie in Rosas Märchen, aber mit Musik«, erklärte er mir begeistert, und manchmal, wenn der Friseursalon leer war und er gute Laune hatte, sang er mir die berühmtesten Arien vor und übersetzte sie mir Wort für Wort. Sajtschik war ein Mann, der leise sprach, aber laut sang. Seine Stimme war warm und tief.

Ich war nie in einer Opernaufführung, aber Sajtschik kaufte mir ein paar Schallplatten, die ich mir bis heute immer wieder anhöre.

Trotzdem ziehe ich Märchen vor, denn in Märchen ist das Ende immer gut, und in Opern geht die Liebe schlecht aus.

Nach der Maniküre betrachtete Frau Madame die gepflegten Fingernägel, die ich ihr gemacht hatte, und war zufrieden. »Als Gilda bin ich gekommen, und als Donna Elvira gehe ich weg«, sagte sie zu mir. Ich war sehr stolz, daß ich, wie gebildete Menschen, wußte, was sie meinte, und dachte, wer nichts von Opern versteht, kann auch Frau Madame nicht verstehen.

An jenem Morgen, als sie den Friseursalon verlassen hatte, hörten wir sie »*Mi tradi quell'alma ingrata*« singen, was heißt: »Mich verriet der Undankbare«. Gleich nachdem Frau Madame weggegangen war, kam Dorka herein.

Sie blieb mitten im Friseursalon stehen, mit ihrem wütenden Gesicht, und sagte zu Sajtschik, man müsse Dr. Wollmann auffordern, Frau Madame in eine Klinik einzuweisen. Jeden Tag sei sie jemand anderes, aber niemals Alexanders Mutter.

Sajtschik antwortete nicht. Er liebte es, wenn Frau Madame in den Friseursalon kam. Nur ihr türmte er die Haare mit Nadeln und glitzernden Spangen à la Hollywood auf, und von allen Kundinnen liebte nur sie alle möglichen Formen von Frisuren.

Frau Madame hatte ein gutes Herz, sie bezahlte mich und Sajtschik großzügig und steckte das Wechselgeld nie ein. Aber obwohl sie eine regelmäßige und auch redselige Kundin war, wußte ich lange Zeit nicht, wie sie in Wirklichkeit hieß.

Um die Wahrheit zu sagen, es dauerte viele Jahre, bis ich begriff, daß ich fast nichts über die Leute wußte, die in den Friseursalon kamen.

Alle Kunden redeten viel, entweder über nichts oder über andere. Sajtschik sagte immer, bei ihm im Friseursalon würde man nie über das weinen, was wirklich weh tut. Tatsächlich weinte Frau Poliwoda viele Male darüber, daß es in unserem Land keinen Schnee gab, Zila weinte immer, wenn sie ein altes Lied hörte, das sie liebte, Frau Marcus weinte, weil das Blond, das sie gewollt hatte, sich als dunkler Branton entpuppte, Fejge weinte wegen irgendeiner Locke, die Sajtschik abgeschnitten hatte, und Guta weinte immer wegen der Schmerzen von Frau Poliwoda. Auch ich habe bis jetzt noch nie über etwas geweint, was wirklich weh tut. Ich weine in Filmen, bei Hochzeiten und bei Büchern, und dann schäme ich mich sehr. Ich weine nie über wirklich Schmerzhaftes. Immer wenn ich an mein Leben denke, wird mein Herz kalt und mein Körper unruhig, aber es kommen mir keine Tränen, und das Weinen bleibt mir in der Kehle stecken. Ich bin schon über sechzig, und ich weiß kaum, wer ich bin. Ich weiß, daß mein Familienname »Zucker« gewesen war, im Waisenhaus sagte man mir, bei Kriegsbeginn hätten mich meine Eltern einer polnischen Frau übergeben und ihr versprochen, mich ein paar Tage später wieder abzuholen. Ich erinnere mich, wie meine Beine zitterten, als man mir sagte, der Krieg sei vorbei. Aber niemand kam. Ich wollte aus dem Waisenhaus fliehen, ich wollte nach Hause, ich machte mich sogar auf den Weg, aber ich wußte keine Adresse, ich kam bis zum Tor des Waisenhauses, ging zurück, setzte mich in den Korridor und wartete, daß mich jemand abholen kommen würde. Bis heute weiß ich nichts über meine Familie, ich weiß nicht, ob ich Geschwister hatte, ich weiß nicht, was mit mir war, bevor man mich zu jener Frau brachte, die mich in jenem Erdloch versteckte. Einmal sah ich in meinen Träumen mitten in einem großen Feld ein Haus mit vielen Zimmern und vielen Kindern, die im Hof in einer langen Reihe stehen, wie auf einem alten

Bild, sie stehen da und lächeln, und auch ich bin unter ihnen, und daneben stehen ein Mann und eine Frau ohne Körper und ohne Gesicht. Mir brach immer der Schweiß aus, wenn mich jemand nach meiner Kindheit fragte oder mich überhaupt etwas fragte. Sogar wenn man mich fragte, wie es mir gehe, antwortete ich, daß mein Etan sich wohl fühle, daß Sruлик Arbeit habe, oder ich sagte nur »Gott sei Dank«. Fragen bedrückten mich immer, ich redete dann viel daher und gab keine richtige Antwort. Oft ließen mich Leute mittendrin stehen. So verstand ich, daß ich wieder einmal nicht richtig geantwortet hatte.

Fragte man mich, wie meine Mutter geheißen hatte, wann ich geboren wurde, wo ich vor dem Krieg war, wurde mir schlecht und schwindlig, und ich hatte Angst, daß ich eines Tages, wenn ich alt wäre, bestimmt einen Schlaganfall bekommen und tot umfallen würde, wenn man mir wieder Fragen stellen würde.

Viele Male sang ich mir im stillen jiddische Lieder vor, um mich zu beruhigen, aber Jiddisch macht mich traurig und sehnsüchtig, deshalb träumte ich dann lieber vor mich hin, phantasierte mir, wie auf Bestellung, herbei, was ich mir wünschte. So erschuf ich mir eine Familie. Manchmal war ich eine der Töchter der Trapp-Familie aus dem Film *Sound of Music*, oder ich war die kleine Tochter von Mr. Banks, und Tom Sawyer und Oliver Twist waren meine Brüder, und es gab Tage, da wäre ich sogar bereit gewesen, die Tochter von Kuni Lemel zu sein. Mit jedem Buch, das ich las, und jedem Film, den ich sah, erfand ich mir eine weitere Familie.

Jedesmal, wenn ich aus meinen Phantasien aufwachte, wußte ich, daß diese Gedanken nur Träume waren. Die Wahrheit ist, daß ich auch tagsüber viel vor mich hin träumte, beim Kochen, beim Stricken oder beim Lesen. Ich träumte, in ein paar Jahren würde sich herausstellen, daß ich die Tochter einer sehr

bekannten und reichen Familie wäre, ich träumte, Sajtschik und ich würden heiraten und eine wunderschöne Tochter mit langen, glatten Haaren bekommen, und jeden Morgen würde er ihr den einen Zopf flechten und ich den anderen, und sie würde Heidi heißen. Um solche Gedanken zu verscheuchen, höre ich mir auf dem alten Grammophon *Rigoletto* an. Die Platte kratzt ein bißchen, aber das stört mich nicht, und so, statt zu weinen, höre ich mich Arien singen.

Es tat mir leid, daß Frau Madame aus unserem Viertel verschwand, als sei sie vom Erdboden verschluckt worden. Eigentlich habe ich nie gefragt, was aus ihr geworden ist. Aber jetzt, nach Sajtschiks Tod, erinnere ich mich an all die Dinge, von denen ich eigentlich geglaubt hatte, ich hätte sie schon längst vergessen.

Es geschah an einem Sommerabend vor sehr vielen Jahren. Plötzlich, im Übergang vom Tag zur Nacht, hielt auf dem Platz vor dem Friseursalon ein schwarzer Mercedes. Ein Mann in einem grauen Anzug und mit einer blauen Krawatte und mit einer großen, schwarzen Ledertasche stieg aus. Es war ein schöner Mann, mit glatten und glänzenden blonden Haaren. Er lief zu den Kindern und fragte sie auf deutsch, wo die Opernsängerin wohne. Genau in diesem Moment kam Dorka aus Poliwodas Metzgerei. Als sie den Mann sah, fing sie an, zu rennen und zu schreien. Sofort nach ihr tauchte auch Zila auf dem Platz auf, und aus ihrem Korb, der zu Boden fiel, rutschten Zucker und Mehl, eine Flasche Milch zerplatzte auf dem Bürgersteig, ein Salzhering flog aus dem Zeitungspapier und starrte sie mit einem toten Auge an, und sie stand völlig bewegungslos da und schrie: »Gewalt! Gewalt!« – »Hilfe! Hilfe!«

Ich war wie festgeklebt am Fenster, und ich glaube, daß auch Sajtschik erstarrte, genau wie ich. Erschrockene Nachbarn rannten hin und her, manche zerrten ihre Kinder nach Hause, andere stießen sie einfach in Sajtschiks Friseursalon.

Der Mann im Anzug blickte auf die hin und her rennenden Menschen und fragte jeden, der an ihm vorbeikam: »Entschuldigen Sie, was ist passiert?«

Ich verstehe kein Deutsch, aber ich verstand, was dieser Mann sagte.

Er hatte eine sehr angenehme Stimme. Als ich diese Stimme hörte, erfaßte mich ein seltsames Gefühl, ich dachte, vielleicht ist dieser Mann gekommen, um auch nach mir zu suchen, vielleicht ist er ein Verwandter von mir, vielleicht, so hoffte ich sogar, hat er in seiner schwarzen Tasche eine große Erbschaft, die mir meine Familie hinterlassen hat.

Aber er fragte immer nur, wo die Familie Hoch wohne. Nach langer Zeit, als schon kein Mensch mehr auf dem Platz war, stieg er wieder in sein schwarzes Auto und fuhr davon.

Am nächsten Morgen hörten wir, daß Alexander und Frau Madame in der Nacht das Viertel verlassen hatten. Ida erzählte im Friseursalon, Frau Madame sei nicht zu ihrem Termin im Kosmetiksalon erschienen, ihre Wohnung sei verschlossen, niemand würde antworten. Am Abend tauchte der Mann wieder auf. Auch diesmal versteckten sich die Menschen in ihren Häusern, und der Mann im grauen Anzug lief in den leeren Straßen herum.

»Alexander! Bettina! Alexander!« rief er leise vor Fenstern, in Treppenhäusern und sogar einfach auf der Straße. So erfuhr ich, daß Frau Madame auch Bettina hieß. Dieser Name paßte überhaupt nicht zu ihr. Ich lachte sogar laut, als ich hörte, daß sie so hieß. Auch Sajtschik hörte dem Mann zu, der unsere Frau Madame Bettina nannte, aber sein Gesicht war blaß und starr, und darin sah ich plötzlich ein Zeichen für etwas

Erschreckendes und Ernstes. Zur Sicherheit schloß ich die Ladtür ab und schaute weiter hinaus. Der Mann lief zwischen den leeren Gärten und den dunklen Häusern herum. Niemand antwortete ihm. Er begann zu schreien: »Bettina! Alexander! Bettina! Alexander!« Seine Rufe wurden ständig lauter und zorniger.

»Das ist nicht gut«, sprach Sajtschik plötzlich laut aus, was auch ich im stillen dachte, und verließ den Friseursalon.

Ich sah, wie er auf den Mann im grauen Anzug zuing und ihm zur Begrüßung die Hand gab. Sie standen sich gegenüber und unterhielten sich wie Freunde.

Ich erschrak nicht im geringsten. Ich betrachtete den fremden Mann. Ich glaube, er hatte blaue Augen, doch obwohl sie unter einer Straßenlaterne standen, konnte ich ihn nicht deutlich erkennen, hatte jedoch das Gefühl, daß er wie ein Filmstar aussah, und wieder schoß mir der Gedanke durch den Kopf, er könne ja ein Verwandter von mir sein.

Und dann, plötzlich, kam mir ein erschreckender Gedanke: Vielleicht war dieser Mann ein deutscher Nazi, endlich würde ich mit meinen eigenen Augen einen richtigen Deutschen sehen. Ich erschrak darüber, daß ich mir vor ein paar Sekunden noch vorgestellt hatte, er wäre vielleicht ein Verwandter von mir, aber ich konnte diese Gedanken nicht zurückhalten, sie kamen weiter, auch als mir klar wurde, daß er möglicherweise ein Nazi aus Deutschland war.

Nachdem sie lange miteinander gesprochen hatten, gaben sie sich wieder die Hand, Sajtschik und der Deutsche. Der Deutsche stieg in sein schwarzes Auto und fuhr davon, und Sajtschik blieb noch kurz stehen und winkte ihm nach.

Dann kam Sajtschik in den Friseursalon zurück, zusammen mit Ruben vom Gemüseladen.

»Diesen Mann werden wir nie wieder hier im Viertel sehen«, versprach Sajtschik Ruben.

Aber Ruben, der sonst ein so ruhiger Mensch war, lehnte sich an einen Spiegel und zitterte am ganzen Körper. »Weißt du«, sagte er mit heiserer Stimme, während Spucke von seinen verzerrten Lippen sprühte, »daß Mengele mir zwei Söhne genommen hat, Zwillinge.« Mitten im Reden verlor Ruben die Stimme, sein Mund blieb offenstehen, aber es kam kein Wort mehr heraus. Sajtschik legte einen Arm um Ruben, den anderen um mich. »Morgen ist ein neuer Tag«, sagte er und fügte hinzu: »Morgen geht es uns bestimmt besser.« Er legte in Rubens offenen Mund eine kleine Tablette und holte ihm ein Glas kaltes Wasser. Dann ließ er mich allein im Friseursalon und ging mit Ruben zum Gemüseladen. An jenem Abend war Sajtschik auch Gemüsehändler, denn Ruben schlief auf dem Stuhl neben seiner Kasse ein. Als er aufwachte, taten wir alle so, als sei nichts geschehen. Nach zwei oder drei Tagen kam Dorka in den Friseursalon und erzählte, daß Alexander, der Himmel bewahre uns davor, zu seinem deutschen Vater gezogen sei. »Jemand aus dem Viertel«, sagte sie wütend, »hat dem Deutschen, sein Name sei ausgelöscht, gesagt, wo Alexander und Frau Madame sind.«

Ich schaute Sajtschik an. Er wurde blaß, sagte aber kein Wort.

Dann kam Zila angerannt, im Bademantel und mit alten Fellpantoffeln an den Füßen. Sie blieb mitten im Friseursalon stehen und schrie: »Die Nazis haben Alexander entführt, sie haben den Jungen entführt!« Es gelang uns nicht, sie zu beruhigen. Sajtschik rief Dr. Wollmann.

In solchen Situationen ließen wir immer Dr. Wollmann kommen. Es gab Gerüchte, Dr. Wollmann sei in der Shoah gewesen, aber wir waren uns nicht sicher, denn niemand fragte den Arzt nach seinem eigenen Befinden, man fragte ihn immer nur, wie es anderen ging. Trotzdem hatten alle das Gefühl, daß man sich bei Krankheiten, die mit der Shoah zu tun hatten, nur

auf ihn verlassen konnte. Deshalb wurde, wenn in unserem Viertel jemand etwas Ernsthaftes hatte, nie nach dem Arzt von der Krankenkassenambulanz gerufen, sondern nur nach Dr. Wollmann, auch später noch, als er schon alt und pensioniert war.

Dr. Wollmann führte die schreiende Zila aus dem Friseursalon und nahm sie mit zu sich nach Hause. Noch lange konnte ich hören, wie sie unterwegs weiterschrie: »Dr. Wollmann, retten Sie ihn! Retten Sie den Jungen!« Und wie immer, wenn es Schwierigkeiten im Viertel gab, tauchte Guta auf. Sie kam in den Friseursalon und forderte Sajtschik auf, zum Gebet zu kommen. »Heute hast du einen guten Grund zum Beten«, sagte sie. »Man muß für Frau Madame beten. Ich habe gehört, sie sei verrückt geworden.«

Ich sah, daß Sajtschik wütend wurde, aber wie immer hörte er sich alles ganz ruhig an.

»Der Taube hörte, der Stumme sprach und der Blinde sah, daß die Nazis Alexander entführt haben und seine Mutter verrückt geworden ist, und ich muß der zehnte Mann zum Minjan sein.«

An jenem Tag erzählte mein Etan, der Schuldirektor habe den Kindern mitgeteilt, daß Alexander die Schule verlassen hätte. Ganz aufgeregt berichtete mir Etan, Alexander sei der Sohn eines Deutschen.

Ich umarmte Etan ganz fest und hoffte, daß niemals jemand kommen würde, um mich zu suchen, und daß niemand auf der ganzen Welt mir meinen Etan entführen würde.

Den ganzen Tag lang wurde ich den Gedanken nicht los, daß die Nazis vielleicht nach mir suchten, vielleicht hatte die Frau, die mich in dem Erdloch versteckt hatte, es bereut, vielleicht wollten sie sie vor Gericht stellen, weil sie mich gerettet hatte, und die polnische Regierung hatte im Auftrag des Gerichts Leute losgeschickt, um mich zu verhaften.

Ich schwor mir: Selbst wenn jemals irgend jemand in unser Viertel kommen und überall herumlaufen und schreien würde: »Leale Zucker, ich bin dein Vater«, ich würde ihm nicht antworten.

An jenem Tag hatte ich so große Angst wie noch nie in meinem Leben. Selbst im Erdloch hatte ich nicht solche Angst gehabt. Ich hatte sogar Angst vor meinen eigenen Gedanken. Bis zum Abend blieb ich im Friseursalon. An jenem Abend herrschte ein richtiges Tohuwabohu in meinem Kopf. Ich ging zu Rosa, um eine Tasse Kaffee zu trinken.

Zum ersten Mal erzählte ich ihr von meinen Phantasien, daß irgendwo auf der Welt jemand schon seit Jahren nach mir suchen und eines Tages hierherkommen würde, um mich zu treffen. Und ich erzählte ihr auch, daß ich mir jeden Tag eine andere Familie ausdachte. Rosa spürte, wie schrecklich traurig ich war, deshalb ermutigte sie mich und sagte, hier im Viertel seien alle neu geboren worden.

»Und jeder, der neu geboren wird«, sagte sie, »kann sich eine Familie ausdenken.«

In dieser Nacht verriet mir Rosa, daß auch Sajtschik sich neu erfunden hatte. Sie erzählte mir, er sei in Rumänien geboren worden, als Sohn einer bedeutenden Rabbinerfamilie, doch schon als Kind habe er nicht im Cheder lernen wollen, er liebe nur die Malerei und den Tanz. Seine Eltern hatten Angst, daß sie seinetwegen, Gott behüte, keine guten Partien für ihre vier anderen Kinder finden würden, daher beschlossen sie, daß Sajtschik das Haus verlassen und bei einem unverheirateten Verwandten in einer fernen Stadt leben sollte. Sajtschik fuhr los, zu der Stadt des Onkels, und kam in Paris an.

In Paris lebte Sajtschik in einer Kommune mit einer Gruppe von berühmten Künstlern zusammen, die bereit waren, ihn bei sich aufzunehmen, weil er sowohl schön als auch begabt war. In Paris tanzte er und malte und lebte, wie er es sich erträumt

hatte. Aber als der Krieg begann, wurde er von jemandem denunziert und landete, nebbich, in Auschwitz.

Mein Grammophon spielte schon seit Stunden *Rigoletto*, und ich sang laut alle Arien mit, die Sajtschik mir beigebracht hatte, und im stillen dachte ich, daß es im Leben leider genau wie in Opern ist, es geht immer alles traurig aus. Wie schade, dachte ich, daß es im Leben nie ein gutes Ende gibt, so wie im Märchen.

Dann dachte ich, daß ich bis heute nicht weiß, ob die Geschichte von Sajtschik wahr ist, und daß ich auch nicht weiß, was wirklich wahr ist von der Geschichte von Frau Madame und Alexander.

Und obwohl inzwischen so viele Jahre vergangen sind, seit Frau Madame verschwand, werde ich nie den Neid vergessen, den ich in mir spürte, als jemand Alexander gesucht und auch gefunden hatte.

Mich hat noch nie jemand gesucht, nie im Leben hat mich jemand gesucht.

Ich wurde immer ganz aufgeregt, wenn Srulik mich Leale nannte, wenn Etan mich Mamale nannte, wenn Sajtschik mich *majn kind* nannte und wenn Rosa mich *mejdele* nannte. Es gab mir das Gefühl, als hätte ich eine Familie. Doch sogar heute, da ich schon alt bin, höre ich noch immer im Traum meine Mutter und meinen Vater, die nach mir rufen, und ich sehe sie hier in den Straßen umherlaufen, weil sie endlich ihr Leale finden wollen. Ich habe noch nicht aufgehört, daran zu glauben, daß eines Tages jemand kommen und auf der Straße rufen wird: »Leale, Leale Zucker!« Und ich werde zurückrufen: »Das bin ich! Das bin ich!«

Ich erinnere mich nicht mehr genau an die Tage, die Sajtschiks Tod folgten. In meinem Kopf herrschte Unordnung. Menschen kamen, Menschen gingen, und das Leben verwandelte sich für mich in eine Kinovorführung, alles, was um mich herum geschah, kam mir vor wie die Wiederholung eines schon einmal gesehenen Filmes. Sajtschik war nicht mehr da, und statt Tränen zu vergießen, stand mir vor Augen, was einmal gewesen war, und ich hörte Stimmen von früher, als ob meine Erinnerung in ihre einzelnen Bestandteile zerfiele, und ich war nicht mehr in der Lage, irgend etwas davon zu vergessen. Ein Glück, daß Dorka, Rosa und Zila die Sache in die Hände nahmen, denn ich war während der Trauertage besinnungslos.

So ist es bei mir. Einmal, vor langer Zeit, noch mit Sruklik, gab es noch ein bißchen Freude für mich, seit er gestorben war, konnte ich mich nicht mehr freuen, aber ich konnte auch nicht traurig sein. Der Raum in meinem Herzen, der für Schmerz bestimmt war, ist explodiert, geblieben ist ein schwarzes Loch. Und nachdem Sajtschik gegangen war, dachte ich, nun sei auch ich am Sterben. Ich schaute mich um und sah lauter Menschen mit traurigen Gesichtern, die gekommen waren, um zu sehen, wie ich starb. Dorka, die meinen Zustand erkannte, sagte zu Zila, ich wäre schon nicht mehr da.

Diese Formulierung gefiel mir, ich war wirklich in einer besseren Welt. Aber vermutlich fiel es ihnen schwer, mich so ruhig zu sehen, denn sie baten Dr. Wollmann, zu kommen und auf mich aufzupassen.

Ich glaube, daß Dr. Wollmann fast bei mir eingezogen ist, so sehr wurde er von Dorka und Rosa bedrängt. Lange Zeit war er

morgens, wenn ich aufstand, schon bei mir im Wohnzimmer, und wenn ich schlafen ging, war er das letzte, was ich sah, bevor mir die Augen zufielen. Ich schickte ihn nicht weg. Ich empfand große Achtung vor Dr. Wollmann, nicht nur weil er ein berühmter Arzt in Berlin gewesen war, sondern auch weil Rosa ihn so schätzte. Damals verriet mir Rosa auch, daß es Dr. Wollmann wie mir ging, auch er hatte einmal ein besseres Leben gehabt.

Ich glaube, Rosa war die einzige, der Dr. Wollmann erzählt hat, daß er vor dem Krieg ein gutes Leben gehabt hatte. Er war mit einer schönen und klugen Frau verheiratet, er hatte drei sehr begabte Kinder, und er selbst war ein bekannter Nervenarzt.

Im Krieg gelang ihm die Flucht aus dem Ghetto, er schloß sich den Partisanen an und lebte im Wald, auf hohen Bäumen, um Ausschau zu halten, ob sich Nazis näherten. Wegen der harten Bedingungen im Wald erkrankte er an Tuberkulose, und die Partisanen sprachen sogar schon das Totengebet für ihn, aber er heilte sich selbst so gut, daß er, der die Achtzig schon hinter sich hat, bis heute noch immer gesund ist und großartig aussieht. Rosa erzählte mir, daß, als der Krieg vorbei war, auch Dr. Wollmanns gutes Leben zu Ende war. Er ist nie darüber hinweggekommen.

Er fand keine Arbeit bei der Krankenkasse, er heiratete die kreischende Tova, die nachts die Nazis anschrie und tagsüber die Nachbarn und ihren Papagei. Dr. Wollmann wurden keine weiteren Kinder mehr geboren, und als er vor ein paar Jahren Witwer wurde, blieb er allein mit dem Papagei in der leeren Wohnung zurück, einem Papagei, der alle paar Stunden rief: »Der Kapo ist tot! Der Kapo ist tot!«

Ich kannte Dr. Wollmann kaum. Ich war eine gesunde Frau, und er war ein Arzt für Kranke. Er lebte von seiner Pension und der Ehre, die man ihm zollte. Jedesmal, wenn jemand bei

uns im Viertel krank wurde, rief man den Krankenkassenarzt, um den kranken Körper zu behandeln, und Dr. Wollmann, um den kranken Menschen zu behandeln.

Dr. Wollmann wurde immer in Notfällen zur Ersten Hilfe gerufen, nachts, in Zeiten der Verzweiflung, während der Trauertage und auch, um festzustellen, ob jemand wirklich tot war, so wie damals bei Sruлик. Ich interessierte mich für Dr. Wollmann, weil es ein Gerücht gab, daß er Rosa liebte. Immer träumte ich davon, daß er und Rosa ein Paar würden, beide waren Persönlichkeiten, beide waren sehr gebildet, meiner Meinung nach paßten sie hervorragend für ein gemeinsames Leben, genau wie Sajtschik und ich. Und wie mein Etan und Dalia aus unserem Viertel, die er eigentlich hätte heiraten müssen, nicht diese Nancy aus Amerika. Mein Herz wußte, was gut ist, doch nicht immer wurde das, was gut ist, auch Wirklichkeit.

Ich habe Rosa sogar einmal gefragt, einfach so, ganz beiläufig, was sie mit Dr. Wollmann verbinde. »Die Krankheit«, sagte sie, »die Krankheit«, und legte die Hand auf ihr Herz.

Danach, als ich Rosa kalte Umschläge für ihre Beine machte, fühlte ich, daß auch sie, so wie ich, es nicht mochte, wenn man ihr Fragen stellte. Sie lächelte und sagte, hier im Viertel sei es sehr kompliziert, Fragen zu stellen, wenn ich zum Beispiel etwas Persönliches über Ida erfahren wolle, müsse ich Dorka fragen, und wenn ich etwas über Dorka wissen wolle, sei es besser, Zila zu fragen, und wenn ich etwas über Zila wissen wolle, müsse ich mich an Frau Poliwoda wenden. Dann lachte sie und sagte, wenn ich etwas über Guta erfahren wolle, solle ich mich an Gott wenden, und wenn ich alles über alle wissen wolle, müsse ich Sajtschik fragen, denn er sei der einzige, der wirklich zuhört, und über Sajtschik sagte sie, daß es niemanden gäbe, den man fragen könnte, um etwas über ihn zu

erfahren, denn er schweige immer, er sei wie Dr. Wollmann. Dann verstummte sie, und ich glaube, ihre Augen waren für einen Moment sehr traurig.

Aber Rosa überließ sich nie der Traurigkeit, sie zwang sich zu einem Lächeln und fügte hinzu: »Wenn man etwas über Gott erfahren will, *mejdele*, kann man mich fragen, und wenn jemand etwas über mich wissen will, ist es das beste, er erkundigt sich bei dir.«

Ich glaube, sie wußte genau, wie sie mich froh machen konnte, denn für mich war das ein Moment großer Ehre, für mich war Rosa meine beste Freundin, und ich war überzeugt, daß nur sie wirklich wußte, was ich dachte und fühlte.

Ich erzählte ihr, daß mich das am Anfang, als ich neu im Viertel war, verrückt gemacht hatte. Ich wollte etwas wissen von den Menschen.

Noch bevor ich im Friseursalon arbeitete, noch zu Sruliks Zeiten, habe ich schon Fragen gestellt. Frau Poliwoda fragte ich einige Male, was mit ihr im Krieg gewesen sei, und sie erwiderte mit einem sauren Gesicht: »Was war, war«, was ja bestimmt keine richtige Antwort ist. Zila hingegen erzählte mir, daß Frau Poliwoda nur bei Schindler gewesen sei, sie habe eine leichte Shoah gehabt. Von Ida erfuhr ich, daß Zila eine schwere Shoah gehabt habe, sie habe zu den Pionieren von Auschwitz gehört. Dorka erzählte mir, daß Guta während der ganzen Kriegszeit in einem Kloster versteckt gewesen sei, deshalb sei sie eine so gläubige Frau, und selbst heute würde sie, wenn man sie aufforderte, sich vor einer schwarzen Spinne zu verneigen, um irgendwelchem Unheil zu entkommen, sich zweimal am Tag vor ihr verbeugen, und wenn man ihr sagte, sie müsse mit Kakerlaken schlafen, weil das ein Rezept für ein langes Leben wäre, würde man in ihrem Bett statt Bettwäsche bestimmt eine Million Kakerlaken finden. Außerdem verriet Dorka allen, daß unsere Rabbinerfrau vor dem Krieg in Sünde

mit Jaschek Friedländer zusammengelebt habe, der danach in der Jüdischen Brigade gekämpft und eine gojische Braut aus England genommen habe. Und über Dorka sagten alle, daß ihr das Gift wegen ihres Charakters aus dem Mund tropfe, und nicht, weil sie eine schwere Shoah hatte.

So, mit wirren Gedanken, verbrachte ich viele schwere Tage. Diese Zeit nach Sajtschiks Tod war ein einziges Durcheinander. Ich kannte weder Tag noch Nacht, es war die schwerste Zeit meines Lebens, mein Kopf war ein Vulkan voller Erinnerungen. Ich wußte nicht mehr, was wahr war und was nicht, mir gerieten die Zeiten durcheinander, und ich tat seltsame Dinge. Ich aß nur Kuchen und Kekse, und nachts, wenn ich allein war, schrieb ich Wörter und Sätze in ein altes Schulheft von Etan und in Sajtschiks Terminkalender, und ich beschloß sogar, ein Buch über Sajtschiks Leben zu schreiben und es Rosa zu widmen, denn wenn sie gehen würde, würde niemand auf der Welt sich an sie erinnern, ebenso wenig wie an Sajtschik. Wenn ich Selbstgespräche führte, kam mir auch der Gedanke, daß ich eine berühmte Schriftstellerin werden könnte, weil ich viele Erinnerungen hatte und viele Geschichten wußte, die nur ich erzählen konnte, sonst niemand, und weil es viele Geheimnisse gab, die nur ich offenbaren konnte. Sogar unsere Tanja hatte oft gesagt: »Jeder von uns hier ist eine Geschichte, eine Geschichte, die niemand erzählen will und niemand hören.« Aber ich glaube, daß sogar Tanja wußte, daß in Sajtschiks Friseursalon die Leute erzählten und zuhörten. Ich habe im Friseursalon so viele Geschichten gehört, und nie gab es jemanden, dem ich sie erzählen konnte. Aber ich konnte sie auch nicht einfach so in meinem Herzen bewahren, deshalb erzählte ich sie mir in Gedanken oder im Schlaf selbst, und manchmal entschlüpfen mir auch bei Gesprächen mit Rosa Teile davon. Nach Sajtschiks Tod hörte ich nicht auf, leise mit mir selbst zu sprechen und mir all die

Geschichten zu erzählen, die ich gehört hatte. Ich glaube, daß Rosa sich ernsthaft Sorgen um mich machte. Ich vermute, daß Dr. Wollmann ihr vorschlug, mir von Zeit zu Zeit etwas in den Tee zu tun, denn es gab Momente, in denen ich Tee trank und lächelte, obwohl meine Gedanken auf die zukünftige Welt gerichtet waren und die Geschichten, die ich mir erzählte, sehr traurig waren. Danach kamen Tage, an denen ich mir wünschte, daß alle gehen sollten, ich wollte allein sein. Aber sie machten sich Sorgen um mich, und die Nachbarn kamen weiterhin, um mich zu trösten. Ich fühlte, daß die Menschen Sajtschik geliebt hatten, und für sie war ich so etwas wie seine Frau. Sogar nach der Schiwa fuhren sie fort, mich zu besuchen, auch Leute, die ich nicht kannte. Zum Beispiel kann ich den jungen Makler nicht vergessen, der mir vom ersten Moment an mißfallen hat. »Ich bin hier, um Ihnen beim Verkauf des Friseursalons zu helfen«, sagte er. Er machte mindestens fünf verschiedene Angebote, und ich schaute ihn nur an und schwieg. Bestimmt hielt er mich für dumm, denn als er ging, ließ er noch nicht einmal seine Visitenkarte zurück. Nach der Schiwa floh ich oft aus meiner Wohnung zu Rosa, nicht zum Vergnügen, sondern weil ich mir einbilden wollte, Sajtschik wäre überhaupt nicht gestorben, denn auf diese Weise konnten keine Leute zu mir kommen, um ihn zu beweinen. Rosa sagte alle möglichen tröstlichen Worte, aber ich war zu verwirrt, um zuzuhören. An einem dieser Tage nach der Schiwa kam Mordechai mit Sajtschiks Rechtsanwalt.

Mordechai schwieg, nur der Rechtsanwalt hörte nicht auf zu reden.

»Sajtschik war sehr besorgt um Sie«, sagte er. »Gleich an dem Tag, als er von seiner Krankheit erfuhr, hat er für Sie eine Flugkarte nach Amerika gekauft. Er wollte nicht, daß Sie hier allein zurückbleiben, und er wollte auch nicht, daß Sie ihn krank und leidend sehen.«

Der Rechtsanwalt sprach und sprach, und ich explodierte. Vor drei Jahren hatte man festgestellt, daß Sajtschik etwas Schlimmes hatte, und ich hatte es die ganze Zeit nicht gewußt. Erst in den letzten Wochen, als er schon sehr hustete und sich ein paarmal übergeben mußte, merkte ich, daß etwas Ungutes vor sich ging. Ich schickte ihn sofort zu Dr. Wollmann, aber er lächelte, und ich glaube, er ist überhaupt nicht hingegangen. Selbst in den letzten Tagen vor seinem Tod hat Sajtschik mir nicht gesagt, daß er sterben würde. Er hat mir die Geschichte angedreht, daß er in Rente gehen würde und ich nach Amerika fahren müsse, um in der Nähe meiner Enkel zu sein. Um mich zu überreden, versprach er mir sogar, mich in New York zu besuchen.

Die unangenehme Stimme des Rechtsanwalts vermischte sich in meinen Ohren mit der Stimme Dorkas. »Die Leute sind bereit, sich Hände und Füße abschneiden zu lassen, nur um gesund zu sein«, sagte sie zu Sajtschik an einem seiner letzten Tage und schimpfte ihn einen »sturen Esel«.

Auch auf Mordechai war ich wütend, er hatte mir drei Jahre lang kein Wort verraten. Vielleicht hätte ich ja für Sajtschik Blut spenden können. Ich hätte die ganze Welt nach einer Medizin für ihn abgesucht. Während der Rechtsanwalt sprach, wandte Mordechai den Blick nicht von mir.

Mir war, als schaue er direkt in meine Gedanken. »Unser Sajtschik fürchtete sich nicht vor dem Tod«, sagte er zu mir. »Unser Sajtschik hatte viel größere Angst vor dem Alter. Bis zu seinem Tod war er so, wie er sich selbst sehen wollte – ein schöner Mann ohne Operationen und Narben.« Er sprach mit einer Sicherheit, wie sie nur Sabres aus Kibbuzim haben.

Sogar wenn er etwas Schönes über Sajtschik sagte, schaffte er es immer, mir ein ungutes Gefühl zu machen. Ich wollte ihn korrigieren und ihn fragen, was er damit sagen wollte, mit

»unser Sajtschik«, als ob er nicht wüßte, daß es mein Sajtschik war.

Und ich wollte ihm auch sagen, daß Sajtschik nicht unverehrt gestorben war, mit eigenen Augen habe ich die große Narbe gesehen, die Sajtschik am Arm hatte, wegen all seiner Versuche, die blaue Nummer loszuwerden. Aber letztlich war Mordechai mein Gast, und Rosa hat mir immer gesagt, man dürfe einen Gast nicht kränken, vor allem nicht während der Trauertage. Deshalb nahm ich mich zusammen und behielt meine Bemerkungen für mich.

Sie blieben nicht lange. Der Rechtsanwalt hatte es eilig, zu seiner Arbeit zurückzukehren, Mordechai legte das Testament auf den Küchentisch, und zusammen verließen sie das Haus.

Mehr als zehn Tage waren seit der Beerdigung vergangen. Langsam begriff ich, daß Sajtschik gestorben war. Mein Etan wußte noch gar nichts von Sajtschiks Tod. Solche Nachrichten erzähle ich nicht am Telephon, und wenn ich anrufe, ist seine Prinzessin sowieso beschäftigt und er selbst bei der Arbeit, und ich kann nur mit einer Maschine sprechen.

Einmal im Monat ruft Etan an, um zu fragen, ob ich noch lebe. Meistens antworte ich, daß ich schon längst tot bin und er sich nicht die Mühe machen muß, noch einmal anzurufen.

Der Arme, ich mache ihm das Leben schwer. Ich weiß ja, daß er es nicht einfach hat, und ich habe ihm auch schon ein paarmal gesagt, er solle doch mit den Kindern nach Israel kommen, ich würde sie ihm schon aufziehen und er würde bestimmt eine passendere Frau für sich finden. Im Herzen weiß Etan wahrscheinlich, daß ich recht habe. Er hört mich an und sagt nichts.

Die Wahrheit ist, daß es mir ein bißchen leid tat, daß Etan nicht zur Beerdigung gekommen war. Es waren nur wenige

Menschen auf dem Friedhof gewesen, zu wenige, für meinen Geschmack. Sogar Mirale war nicht dagewesen.

Seit Sajtschiks Tod dachte ich sehr viel an sie. Seit Jahren hatte ich sie nicht gesehen.

Für mich war Mirale ein kleines Mädchen geblieben, mager und blaß wie damals, als sie auf dem Platz vor dem Friseursalon herumgelaufen war und an einem Seil ein Gestell hinter sich hergezogen hatte, mit vier großen Holzrädern und einem Strohkörbchen, das sicher einmal eine Wiege gewesen war.

Manchmal legte sie ein Hundebaby in das Körbchen oder eine Schildkröte, die sie im Gras gefunden hatte. »Das sind meine Brüder«, sagte sie dann fröhlich. Aber im allgemeinen fuhr Mirale nur ihre Schwester Mathilda in einem Wagen spazieren – eine große Puppe mit blauen Augen, roten Lippen, schönen hellen Locken und einem prächtigen weißen Brautkleid. So wie Tanja mit Rexi sprach, sprach Mirale, die Ärmste, mit ihrer Puppe Mathilda. Ich hörte, wie sie Mathilda anschrte: »Paß auf, daß du dich nicht dreckig machst!«

»Paß auf, daß du nicht überfahren wirst!« Sie sagte sogar zu Mathilda, daß sie sie wegen ihres schlechten Benehmens in die Schachtel zurücklegen müsse.

Manchmal kam Mirale auch zu Sajtschik, weil er Mathilda eine neue Frisur machen sollte. Nur Sajtschik konnte einer Kundin soviel Achtung entgegenbringen. Er setzte die Puppe auf den höchsten Stuhl, hängte ihr einen Umhang über die Schultern und bediente sie richtig professionell. Am Ende sagte er zu Mirale, weil die Kundin nur eine Puppe sei, koste das Frisieren nichts.

Oft sah ich Mirale am Zaun vor dem Friseursalon stehen. Wie eine Statue stand sie dort, als seien ihre Füße in der Erde festgewachsen, stundenlang stand sie oft da und starrte etwas an, was nur sie sah, bis Masal, die bulgarische Kinderfrau, kam

und sie holte. Masal war eine dicke Frau mit einem goldenen Herzen, sie fütterte Mirale mit riesigen Sandwichs, die sie aus jeweils einem halben Laib Schwarzbrot gemacht hatte.

»Mirale, iß, meine Süße«, flehte sie, »du mußt groß und stark werden, du hast schon genug Probleme.«

Abends sah ich Mirale in den Gärten des Viertels herumlaufen und den Katzen Geschichten aus Kinderbüchern vorlesen, und einmal hörte ich auch, daß sie den Ameisen und Schnecken die Geschichte von Gott und der Erschaffung der Welt aus dem Buch Genesis erzählte. Eines Tages, als Etan nach der Schule in den Friseursalon kam, erzählte er, daß eine vom Erziehungsministerium geschickte Beraterin empfohlen hatte, Mirale in ein Internat für Kinder mit Problemen zu schicken. Ich sah, daß Sajtschik zu schwitzen anfang. Er machte den Mund auf, brachte aber kein Wort heraus. Ida, deren eine Kopfhälfte schon mit Lockenwicklern bedeckt war, wurde blaß. Sajtschik ließ ihren Kopf und den Friseursalon im Stich und rannte zum Schuldirektor. Man erzählte mir, er habe den Mann wie ein Verrückter angeschrien: »Hier macht man keine Selektion!« Ich glaubte es nicht. Ich kannte Sajtschik doch, ich wußte, daß er nie seine Stimme erhob, höchstens dann, wenn er Opernarien sang. Aber als er von der Schule zurückkam, hatte er seine Stimme völlig verloren. Ich machte ihm eine heiße Milch mit Ei und Zucker, Dr. Wollmann gab ihm einen Sirup. Ich glaube, es dauerte eine Woche, bis er wieder mit normaler Stimme sprechen konnte.

Inzwischen hatten sie die arme Mirale in ein Heim gebracht. Im Friseursalon sagten die Leute, man hätte nie eine fremde Beraterin in unser Viertel bringen dürfen. Dorka sagte sogar, wenn die Beraterin eine von den unsrigen gewesen wäre, hätte sie bestimmt verstanden, daß Mirale ein ganz normales Mädchen sei, und selbst wenn eine Kleinigkeit bei ihr nicht ganz in Ordnung wäre, hätte man daraus nicht unbedingt eine

große Affäre machen müssen. »Wer keine Probleme hat, ist kein Mensch«, sagte Sajtschik, es war das erste Mal, daß er sich zustimmend zu etwas äußerte, was Dorka im Friseursalon von sich gab. Am Tag, als Mirale ins Heim kam, sprang eine Frau, die ich nicht kannte, vom höchsten Gebäude unseres Viertels. Als der Krankenwagen erschien, kamen alle angelaufen, um aus der Nähe zu sehen, was los war, und um Hilfe anzubieten. Aber diesmal kam nach dem Krankenwagen sofort ein Streifenwagen der Polizei. Die Polizisten markierten mit Kreide die Unfallstelle und verjagten die Kinder und die Neugierigen. Und danach kam das schwarze Auto. Als ich in den Friseursalon zurückkehrte, sagte Sajtschik, die Frau, die gesprungen sei, sei Mirales Mutter gewesen. Eines Tages regnete es wie in Sibirien, der Himmel war schwarz von Wolken, die heftigen Blitze leuchteten auf wie ein Feuerwerk, die Scheiben des Friseursalons erzitterten im starken Sturm, und nicht eine einzige Kundin ließ sich blicken.

Ich saß auf meinem Hocker und Sajtschik auf dem Drehsessel. Im Friseursalon brannte ein Petroleumofen, der eine angenehme Wärme und einen üblen Geruch verströmte. Stundenlang saßen wir allein dort, tranken Tee, aßen Kekse und blätterten in Zeitschriften mit Frisuren. Nachdem wir fast den ganzen Tag geschwiegen hatten, sagte Sajtschik am Abend, trotz des Sturmes draußen, er wolle Heinz besuchen, Mirales Vater. Sajtschik war jemand, der in aller Regel wenig Worte machte, ein oder zwei Sätze, mehr nicht, und ansonsten lieber schwieg. Aber Rosa versorgte mich noch am selben Abend mit zusätzlichen Informationen. Von ihr erfuhr ich, daß Sajtschik es auf sich genommen hatte, sowohl Heinz als auch Mirale zu helfen. »Sajtschik«, sagte Rosa, »hat ein Herz aus vierundzwanzig Karat Gold.«

»Heinz war Chemiker in Auschwitz«, erzählte mir Rosa, »und hier, in Israel, hat er eine Apotheke. Seine Frau Rivka

half ihm, die Kundschaft zu bedienen. Sie träumte seit dem Krieg von einem fröhlichen Zuhause mit vielen Kindern, aber schließlich bekamen sie gerade einmal eine Tochter. Als man von der Schule aus entschied, daß Mirale in ein Heim müsse, stahl Rivka in der Apotheke Medikamente, um sich das Leben zu nehmen. Heinz erwischte sie dabei und riß ihr mit Gewalt die Tasche mit den Medikamenten weg. Rivka überließ ihm die Tasche, rannte die Treppen hinauf und sprang aus dem fünften Stock. Nach Rivkas Tod ertrug Heinz Mirales Anblick nicht mehr. Er glaubte, seine Rivka habe sich ihretwegen umgebracht.« Der Tag, nachdem mir Rosa diese Geschichte von Heinz erzählt hatte, war ein Montag, und als wir um zwei den Friseursalon zumachten, bat Sajtschik, ich solle ihm ein Taxi bestellen.

»Jeden Montagnachmittag, wenn wir geschlossen haben«, sagte er, und ich sah ihm an, daß er sich wirklich freute, »fahre ich zu Mirale.« Ich wartete mit ihm zusammen an der Tür auf das Taxi.

»Weißt du, *majn kind*«, sagte Sajtschik bewegt, »wenn ich sie besuche, nennt sie mich immer Papa.« Seine Stimme erstickte. Genau in diesem Moment kam Micki, der Taxifahrer, und so brach das Gespräch ab. Sogar heute, wenn ich an diese Geschichte denke, freue ich mich, daß es jemanden gegeben hat, der zu Sajtschik Papa sagte.

Mein Etan nannte ihn nie Papa, obwohl Sajtschik nach Sruliks Tod wie ein Vater für ihn war. Ich erinnere mich, daß Etan ihn, als er ganz klein war, Sajzi nannte, und als er etwas größer war, Monsieur, und als er wirklich groß war, einfach Sajtschik, ohne irgend etwas dazu.

Etan hing sehr an ihm und erzählte ihm alle seine Geheimnisse. Sie verbrachten viele Stunden miteinander, und oft ließen sie mich fühlen, daß ich sie störte.

Über zehn Tage nach Sajtschiks Tod faßte ich plötzlich Mut und rief Etan an. Diesmal war er es, der das Gespräch annahm. Ohne eine Sekunde nachzudenken, kam ich sofort zur Sache: »Etan, Sajtschik ist gestorben.«

»*God!*« rief er, es hörte sich an, als reiße es ihm den Hals auf. Sofort danach sagte er: »Mama, ich steige ins Flugzeug und komme zur Beerdigung.«

»Das ist nicht nötig«, antwortete ich. »Er ist schon ohne dich beerdigt worden.«

»Wann?« fragte er.

»Vor über zehn Tagen«, sagte ich und dachte, daß es wirklich nicht in Ordnung war, Etan hätte vorher anrufen können, um zu erfahren, was los war.

»Warum hast du mir nicht Bescheid gesagt? Warum hast du nicht angerufen?« brüllte er wie ein Verrückter und wartete nicht auf meine Antwort. »*Shit!*« Er knallte den Hörer auf.

Es tat mir schrecklich leid. Ich hätte es ihm erzählen müssen, aber am Telefon kann ich solche Mitteilungen einfach nicht über die Lippen bringen.

Eine Stunde später rief Nancy an und sagte, die ganze Sache habe Etan wirklich krank gemacht. Ich erklärte ihr, daß ich ein Mensch sei, der nur anruft, um etwas Erfreuliches mitzuteilen, dann bat ich sie, Etan solle kommen. »Er wird kommen«, antwortete die Dame. »Aber nicht gleich, er muß sich erst beruhigen.« So organisiert ihm diese *klaffe* das Leben.

Es war spät, plötzlich war es völlig still um mich herum. Ich sterbe, wenn ich Stille höre, Stille ist für mich das Ende, ich spreche mit mir selbst, nur um etwas zu hören, und das Radio mache ich sogar nachts nicht aus. Nachdem ich den Telephonhörer aufgelegt hatte, suchte ich jemanden, mit dem ich reden könnte. Ich wußte, daß es noch eine Frau gab, die Sajtschik ebenso geliebt hatte wie ich. Doch in seinem

Telephonverzeichnis suchte ich vergeblich nach Jaffas Nummer.

Erst gegen Morgen gelang es mir, ein bißchen zu schlafen. Als ich aufstand, entdeckte ich, daß es tatsächlich wieder Montag war, als habe das Schicksal es so gewollt. Es war zwei Uhr nachmittags, genau der Zeitpunkt, an dem Sajtschik immer den Friseursalon zumachte. Ich empfand das nicht als Zufall und beschloß, Mirale im Heim zu besuchen.

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm. Was ich tat, war nichts vorab Geplantes. Ich trank Kaffee, zog ein gutes Kleid an, nahm meine Tasche und eine Tafel Schokolade und machte mich auf den Weg.

Mirales Heim war in Netanja, das wußte ich, und ich wußte auch, daß es Haus Marganit hieß. Am Tel Aviver Busbahnhof stieg ich in den Autobus nach Netanja und setzte mich auf einen Einzelplatz neben der Tür. Ich machte das Fenster auf, atmete die trockene Luft ein, den Geruch von Meer und Wind. Die Fahrt beruhigte mich ein wenig, meine Haare flogen im Wind, und ich dachte auch ein bißchen an mich selbst. Ich war noch nie schön gewesen, schon immer hatte ich eine sehr weiße Haut, die nie braun wurde, höchstens rot von Sonnenbrand. »Eine Haut wie Seife«, sagten sie im Kibbuz, und ich war schrecklich beleidigt. Meine Haut war fast durchsichtig, an den Beinen und Armen konnte man alle Adern sehen, wie blaue Flußläufe, und ich stellte mir vor, wie das Blut durch mein Körperinneres floß, und hatte Angst, eines Tages weiße, durchsichtige Adern zu entdecken, denn dann würde ich schon im voraus wissen, daß ich nun bald sterben würde. Einmal hatte ich meine Haut betrachtet, um zu sehen, ob sich unter ihr noch etwas anderes zeigte, aber da waren nur diese Adern, blaß und bläulich.

Ich werde nie vergessen, wie Zila, als wir uns zum ersten Mal trafen, lächelnd gesagt hatte: »Leale, du hast Glück, dir wird es

leichtfallen, dich umzubringen.« Ich verstand sie erst nicht. »Was hast du gesagt?« fragte ich.

Sie hielt ihre Hand ins Licht und sagte: »Bei mir sieht man die Adern nicht, Gott steht mir bei.« Sie wollte noch etwas sagen, aber Srulik brachte sie zum Schweigen. Immer tröstete ich mich damit, daß ich, obwohl ich nicht schön war, blaue Augen und blonde, fast weiße Haare hatte. Deshalb, so dachte ich, würden mich sowohl die Gojim als auch die Sabres lieben. Schließlich liebte doch jeder Blondinen mit blauen Augen. Zu meinem Glück war ich auch immer dünn, allerdings zu blaß, um schön zu sein. Srulik sagte mir einmal, mit diesen Farben bliebe ich auf ewig ein Kind, Sajtschik sagte, mit meinem Aussehen würde ich immer unschuldig wirken, und nur Mordechai bemerkte einmal lachend, ich würde nie etwas anderes sein als eine, die aus Polen gekommen ist. Mordechai schaffte es immer, etwas zu sagen, das mich kränkte, auch wenn er es nicht so meinte, es war seine Art zu reden, er ließ mich immer fühlen, daß ich von woanders kam.

Seit ich den Kibbuz verlassen hatte, bis zum heutigen Tag, habe ich mir nie die Haare schneiden lassen. Ich habe sie zu einem langen und schönen Pferdeschwanz zusammengebunden, den ich jeden Morgen mit Hilfe von Haarnadeln zu einem Nackenknoten aufstecke. Sajtschik nannte das immer eine »Knäuelfrisur«.

Sajtschik hat mir nie die Haare geschnitten. Von Zeit zu Zeit schnitt ich mir selbst die Spitzen nach. Manchmal hätte ich mir gewünscht, er würde mir die Haare schneiden, aber ich schämte mich, ihn darum zu bitten, und er selbst hat es auch nie vorgeschlagen. Etan schnitt er immer die Haare, und nie nahm er Geld dafür, denn so ist es in einer Familie.

Viele Male schaute ich zu, wie er einer Kundin die Haare schnitt. Immer entzückten mich seine Hände, seine sanften Bewegungen, er streichelte die Haare der Kundin und

umkreiste sie wie ein Tänzer. Beim Haareschneiden kam er mit seinem Körper auch ihrem Rücken sehr nahe, und dann beugte er sich vor, um zu kontrollieren, ob er gerade und gleichmäßig geschnitten hatte, und manchmal, wenn er fertig war, legte er ihr seine Hände auf die Schultern. Ich senkte die Augen und wurde rot und dachte bei mir, daß ich eines Tages mutig genug sein würde, ihn zu bitten, auch mir die Haare zu schneiden.

Immer hatte ich gedacht, wenn irgendwann ein weißes Haar auf meinem Kopf auftauchen würde, hätte ich eine gute Ausrede. Aber als ich etwas über vierzig war, sah ich plötzlich, daß mein Kopf, ohne daß ich darauf geachtet hatte, voller weißer Haare war. Ich schämte mich, so in den Friseursalon zu gehen, deshalb färbte ich mir die Haare zu Hause, allein. Am nächsten Tag betrachtete mich Sajtschik, und ich hatte das Gefühl, daß er alles wußte, aber er schwieg. Er stellte keine Fragen. Es war nie ein Gesprächsthema. Jeder braucht etwas Privates in seinem Leben. Auch ich fragte ihn nicht, warum er sich nie von mir die Hände maniküren ließ. Seine Fingernägel waren immer geschnitten und gut gepflegt. Ein paarmal bemerkte ich, daß er die übliche Ordnung meiner Scheren und Feilen verändert hatte, aber auch ich fragte nichts. So war es bei uns, ohne Fragen.

Der Autobus fuhr und fuhr. Ich glaube, vor lauter Nachdenken war ich eingeschlafen, denn als der Fahrer »Haus Marganit« rief und laut fragte: »Wo ist die Dame, die zum Marganit wollte?«, sprang ich wie aus einem Traum auf, bedankte mich bei ihm und verließ den Autobus. Die Haltestelle war direkt neben dem Eingang. Mein Herz klopfte. Erst beim Aussteigen begann ich mir bewußt zu machen, wohin ich eigentlich gefahren war. Aber zum Nachdenken blieb mir nicht viel Zeit. Der Wachmann am Tor fragte mich, wohin ich wolle. »Zu

Mirale«, sagte ich und erschrak, weil ich ihren Nachnamen nicht wußte. »Ich bin Leale, von Sajtschik, ihrem Papa«, platzte es aus mir heraus.

»Ach so«, sagte der Wachmann und lächelte, als er Sajtschiks Namen hörte. Daraufhin war er auch sehr höflich: »Bitte, gehen Sie zur Schwester im zweiten Stock.« So war es immer, jeder, der Sajtschik auch nur einmal getroffen hatte, schloß ihn sofort ins Herz.

Die Stationsschwester war eine junge Frau, so eine braungebrannte echte Israelin mit einem dicken Zopf. »Ich habe ihn so gern gehabt«, sagte sie, als ich mich ihr vorstellte, und mir brach plötzlich am ganzen Körper der Schweiß aus. »Er war ein wunderbarer Vater für Mirale, es tut uns so leid, daß er gestorben ist.« Ich begann zu weinen und dachte insgeheim, daß ich jetzt seinen Platz übernehmen würde, ich würde für Mirale eine Mutter sein.

Aber dann kam ein dickes, plumpes junges Mädchen aus dem Zimmer.

»Mirale«, sagte die Schwester, »du hast Besuch.« Ich erstickte fast. Mirale schaute mich an und lachte töricht.

Genau da ging die Stationstür auf, und ein junger Erzieher kam herein. Als Mirale ihn sah, sprang sie mit all ihrem Gewicht in die Luft und rief fröhlich: »Papa, Papa, komm!« Er nahm sie an die Hand, und zusammen verließen sie die Station, als wäre ich überhaupt nicht da. Die Schwester sah, daß ich der Ohnmacht nahe war. »So ist es bei ihr, sie versteht es nicht genau«, sagte sie, um mich zu beruhigen. Ich bin nie wieder hingefahren, um Mirale zu besuchen.

Als ich von Netanja nach Hause kam, wollte ich mit jemandem sprechen, der Sajtschik ebensosehr geliebt hat wie ich. In solchen Momenten fiel mir immer Nebbich-Jaffa ein, aber ich fand ihre Telephonnummer nicht.

»*Wej, wej, got tuet sich derbaremen*«, sagte Guta, die Frau des Rabbiners, als sie Jaffa zum ersten Mal lächeln sah. Nebbich-Jaffa hatte blaue Augen und eine Stupsnase, aber ihre Zähne, Gott möge sich erbarmen, waren groß, schwarz, schief und vorstehend.

Sie war ungefähr siebzehn, als sie mit ihrer alten, verwitweten Mutter in unser Viertel kam.

Unsere Kinder, barmherzig, wie sie waren, bereiteten ihr einen besonderen Empfang. Sie rannten ihr überall nach und riefen: »Bissiges Ungeheuer« oder, im besten Fall: »Jaffa Elefantenzahn!«

»Eine Waise, häßlich und dazu noch mit solchen Zähnen, nie im Leben wird sie einen Bräutigam finden«, stellte Dorka im Friseursalon fest. Sajtschik bekam in diesem Moment einen zornigen Blick. Ich spürte, daß das, was Dorka sagte, ihm nicht gefiel.

Als ich am nächsten Morgen zur Arbeit kam, stand Jaffa in der Tür, und ich hörte, wie Sajtschik ihr vorschlug, bei ihm im Friseursalon zu arbeiten. »Ein Beruf, der Mensch braucht einen Beruf, um zu leben«, hörte ich ihn sagen, als ich den Salon betrat. Jaffa wurde rot und antwortete nicht, sie hob nur eine Schulter, um zu bedeuten, daß sie kein Interesse an einer Arbeit hatte. Ich ging hinein und sagte nicht guten Morgen. Zila, die fast gleichzeitig mit mir gekommen war, flüsterte mir

zu: »Nebbich-Jaffa hat Angst, daß ihre Schönheit die Kundinnen vertreibt.«

Ich merkte, daß Zila mich beruhigen wollte. Ich schämte mich, denn sie könnte ja vielleicht denken, ich sei eifersüchtig. Aber Zila wollte an diesem Tag nur freundlich sein, denn nachdem sie mich getröstet hatte, ermutigte sie auch Jaffa.

»Jaffale«, sagte sie, »auch Sajtschik hat in Auschwitz nicht besonders schön ausgesehen, und trotzdem hat er Kunden gehabt.«

Sajtschik erstickte fast, und ich wollte Zila etwas antworten, aber dann fiel mir ein, daß Rosa mir einmal gesagt hatte, Zila habe sehr böse Wörter im Mund, aber gute Absichten im Herzen. Und damit ich verstand, was sie meinte, erklärte sie mir auch, daß Zila das genaue Gegenteil von Dorka sei. Dorka sehe zwar nett aus, aber in Wirklichkeit habe sie nicht nur im Mund Gift, sondern auch im Herzen. Ich verstand nicht, wie Sajtschik bei Zilas Worten schweigen konnte, aber an seinen Lippen entdeckte ich ein leichtes nervöses Zucken. Ich glaube, er hielt sich mit Gewalt zurück.

Als an jenem Tag die Kunden kamen, waren wir schon zu dritt: Sajtschik, der Friseur, ich – Leale, die Maniküre, und Nebbich-Jaffa, die Haarwäscherin.

Anfangs schauten alle Nebbich-Jaffa mit großen Augen an, und ich sah, wie sie sich gegenseitig Zeichen machten, als sie ihre Zähne sahen.

Aber Sajtschik war das egal. »Sie werden sich daran gewöhnen«, sagte er zu mir und lächelte. »Sie haben in ihrem Leben schon Schlimmeres gesehen.«

Plötzlich bekam ich Alpträume, daß die häßliche Jaffa eines Tages schön sein könnte und Sajtschik alles im Stich lassen und sie heiraten würde. Daran merkte ich auch, daß ich ihn wirklich liebte.

Danach zog ich mich immer ein bißchen hübscher an, wenn ich in den Friseursalon ging, und schminkte mir die Augen, und ich rückte den Maniküretisch dichter zu Sajtschiks Arbeitsplatz, damit ich ihm näher als alle anderen war. Sajtschik verlor kein Wort über meine neuen Kleider und die Schminke und machte auch keine Bemerkung darüber, daß ich den Tisch verrückt hatte. Und ich, mit dem ganzen Schmerz, den die Liebe unserem Körper zufügt, zwang mich zur Ruhe.

In den Romanen, die ich gelesen hatte, hatte ich gelernt, daß man über seine körperlichen Empfindungen sprechen darf, deshalb sagte ich zu Rosa, ich hätte in meinem Körper Gefühle für Sajtschik, aber sie antwortete, die Ehre der Königstochter liege im Verborgenen. Ich verstand nicht genau, was sie damit meinte, aber ihre kurze Antwort machte mir klar, daß es besser war, über dieses Thema zu schweigen.

Nachts hatte ich alle möglichen Gefühle, ich schwitzte, mein Bauch war angespannt, ich verlor den Appetit, und ich hatte Phantasien, daß Sajtschik mich umarmte und küßte. Morgens kam ich in den Friseursalon und ließ mir von meinen Träumen nichts anmerken. Im Laufe der Zeit freundete ich mich mit Jaffa an. Sechs, sieben Stunden stand Nebbich-Jaffa am Waschbecken und wusch die Köpfe der Kundinnen. Sie kam nie zu spät, sie beklagte sich nicht, sie tratschte nicht, sie war nie wütend, sie lächelte nur.

Ich werde nie vergessen, wie mein Etan, als sie ihn zum ersten Mal anlächelte, aus dem Salon rannte.

Nachdem Jaffa drei Jahre in Sajtschiks Friseursalon hart gearbeitet hatte, wuchs in mir das Gefühl, daß sich das Schicksal vielleicht doch einmischen könnte, um ihr zu helfen.

Eines Tages betrat die snobistische Lady Fanny Pfeffer den Salon. Sie verkündete uns, sie wohne nur irrtümlich hier in unserem Viertel, und in zwei oder höchstens drei Jahren würde sie in eine große Wohnung in der Jehoschua-Bin-Nun-Straße

im Norden von Tel Aviv ziehen, und sie schäme sich nicht, uns wissen zu lassen, daß sie nur zum Friseur der Reichen im Norden von Tel Aviv gehen würde. Trotzdem erschien sie eines Tages bei uns im Friseursalon, ohne Anmeldung, und erklärte Sajtschik, sie habe auf ihrem Kopf ein vollkommen weißes Haar entdeckt, und mit einem weißen Haar mitten auf dem Kopf könne sie unmöglich zum Friseursalon der Reichen im Norden von Tel Aviv gehen, deshalb bitte sie ihn, Sajtschik, ihr die Haare zu färben, damit sie dann zu Rene fahren könne, ihrem französischen Friseur, für die Frisur und das Spray, und um dort ihre Freundinnen zu treffen. Ich verstehe nicht, warum Sajtschik sie nicht hinausgeworfen hat. Ich jedenfalls hätte, selbst wenn sie mich darum angefleht hätte, ihr nie im Leben die Hände manikürt. Ich erinnere mich noch, daß sie von dem Moment an, als sie auf dem Stuhl Platz genommen hatte, den Mund nicht mehr zubekam, sie redete ohne Punkt und Komma über Pe'er, ihren begabten Sohn.

»Mein Sohn«, sagte sie so laut, daß alle es hören mußten, »ist ein Sänger wie Elvis Presley, er ist sehr musikalisch und hat das absolute Gehör.«

Jeder im Salon bekam große Augen, denn alle wußten, daß ihr Pe'er stotterte, das Gesicht voller Pickel hatte und nur mit Schwierigkeiten lernte. Ich hatte gehört, daß er in der zweiten Klasse sitzengeblieben war und noch einmal in der sechsten. Nur Sajtschik schaffte es, ihr mit unbewegtem Gesicht zuzuhören.

Nachdem sie den Salon verlassen hatte, höchst zufrieden mit ihrer Haarfarbe, versprach sie, bald wiederzukommen. Ich bat Sajtschik, sie nicht anzunehmen, aber er erklärte mir, jeder könne sich seinen Friseur selbst wählen und wir seien dazu da, die Wünsche der Kunden zu erfüllen.

In meinen Augen war er ein edler Mensch, und vielleicht hatte er ja auch recht, denn nach ein paar Tagen kam Frau

Pfeffer wieder in den Salon, und diesmal brachte sie ihren Pe'er mit.

»Er möchte Koteletten wie Elvis«, sagte sie. Pe'er schwieg.

»Dieser begabte Junge«, sagte sie zu Sajtschik, laut genug für alle, »arbeitet bei Juwelen-Spitzer. Er macht Ohrringe, Ringe, Ketten, er setzt Diamanten für die reichsten Menschen des Landes ein. Er bekommt auch«, fügte sie stolz hinzu, »ein schönes Gehalt und Schmuck mit Rabatt oder sogar umsonst. Stimmt's, Pe'er?« Sie kniff ihn in die Wange. Pe'er wurde rot. Die Kundinnen zeigten sich ehrerbietig und senkten die Augen, und nur Nebbich-Jaffa schaute Pe'er direkt ins Gesicht und lächelte ihn an. Sajtschik, der Barmherzige, lud Pe'er ein, wiederzukommen. Ab da kam Pe'er jeden Nachmittag in den Friseursalon.

So waren wir plötzlich zu viert: Sajtschik, der Friseur, ich – Leale, die Maniküre, Nebbich-Jaffa, die Haarwäscherin, und Pe'er, der beim Saubermachen half und uns Shampoos und Pflegemittel für die Maniküre einkaufte. Eines Tages waren wir nach einem langen Tag noch zu viert im Salon, Jaffa, Sajtschik, Pe'er und ich. Plötzlich, kurz bevor wir schlossen, stellte sich Pe'er an die Ladentür. Er keuchte, als hätte er einen Asthmaanfall. Als sich seine Atmung ein bißchen beruhigt hatte, machte er Jaffa einen Heiratsantrag und versprach ihr einen Ring und ein Diamantenhalsband.

Jaffa wurde fast ohnmächtig, ich zitterte vor Freude, und Sajtschik, glaube ich, weinte sogar.

Als sich das Gerücht im Viertel verbreitete, daß neben Sajtschiks Waschbecken eine große Liebe gewachsen war, sprachen alle nicht über Jaffa und Pe'er, auch nicht über Frau Pfeffer, sondern nur über das Diamantenhalsband, das Pe'er Jaffa versprochen hatte. Denn wer aus unserem Viertel hatte in den letzten Jahren schon Diamanten gesehen?

Die Kunden unseres Friseursalons begannen von den Diamanten zu erzählen, die sie vor dem Krieg besessen hatten. Ruben vom Gemüseladen erinnerte sich daran, daß seine Mutter eine Kette mit einem riesigen Diamanten besessen hatte, Poliwoda prahlte damit, daß er seiner ersten Frau, der, die im Krieg geblieben war, einen kristallklaren Diamanten für einen Ring gekauft habe, Dorka sagte, im Krieg habe sie Tag für Tag einen Diamanten für ein Bröckchen Brot verkauft, und Mietek erzählte, daß er Diamanten bei sich im Hof vergraben hätte, an dem Tag, als der Krieg ausbrach, und daß er eines Tages hinfahren würde, um sie zu holen, dann würde seine Fejge vielleicht eine fröhliche Frau.

Am Hochzeitstag, früh am Abend, zog das ganze Viertel los, um Jaffas Diamantenhalsband zu sehen. Dorka zog ihr langes Kleid an, das die Straßen fegte, Ida erschien so extravagant wie immer, Frau Helena trug an einem Sommertag ein grünes Jerseykostüm, denn das war ihr einziges elegantes Kleidungsstück, Fejge und Mietek kamen mit Jechida und Tanja mit Rexi. Ich erinnere mich, als ob es eben erst gewesen wäre, daß alle Männer mit Anzug und Krawatte erschienen, aber sie sahen nicht vornehm aus, die Anzüge machten sie nur älter. Nur Sajtschik, in dem weißen Anzug, den Srulik für ihn geschneidert hatte, sah wie ein Prinz aus. Ich trug ein geblümtes Kleid und neue Schuhe mit hohen Absätzen, und Sajtschik sagte, ich würde wunderbar aussehen. Wir gingen gemeinsam zur Hochzeit, als wären wir ein Paar. Den ganzen Abend wich ich nicht von seiner Seite. Der Autobus, der von unserem Viertel zum Saal in der Hamasger-Straße fuhr, wo die Hochzeit stattfand, war ziemlich voll.

Schon im Autobus spürte ich die Erregung, alle sprachen über Jaffa, Pe'er und die Diamanten. Die Kinder, vor allem die kleinen, waren ganz aufgeregt, denn heute, an diesem Abend,

würden sie endlich einmal richtige Diamanten zu sehen bekommen.

»Die Polen lieben Diamanten, sogar in der zweiten Generation«, sagte Sajtschik und lächelte. Als wir an dem Saal ankamen, sammelten wir uns vor dem Eingang und gingen gemeinsam hinein, wie eine Familie. Jaffa, die Braut, saß in einem weißen Kleid auf dem Ehrenplatz.

Alle stellten sich vor Jaffa hin und schauten in ihren Ausschnitt, sie suchten die Diamanten.

Ehrlich gesagt, ich wollte sie auch sehen, aber im Bereich von Jaffas Ausschnitt blitzte nichts, gar nichts. »Sie hat überhaupt keine Diamanten«, flüsterte ich Sajtschik enttäuscht zu.

Sajtschik lächelte und flüsterte zurück: »Schau genau hin, *majn kind*, schau ihr ins Gesicht.« Und ich, was soll ich sagen, ich, die ich sonst nie meine Stimme erhob, schrie laut: »Die Zähne, meine Güte, die Zähne!«

Alle starteten mich an. Ich schämte mich schrecklich.

Aber dann, mit einem Schlag, drehten sie sich zu Jaffa um. Unsere Jaffa lächelte mit einem Mund voller glänzend weißer Zähne. Aufgereiht wie Perlen lagen die neuen Zähne in Jaffas Zahnfleisch, ihre blauen Augen strahlten, ihre blonden Haare glänzten, und Pe'er schaute sie stolz an. Nebbich-Jaffa war am Tag ihrer Hochzeit schön geworden, wirklich schön, wie im Märchen. Nach der Hochzeit hörte Jaffa auf zu arbeiten. Ihre Mutter, die Witwe, zog zu ihr, und Lady Pfeffer verließ endlich das Viertel, und nur Rosa, Sajtschik und ich wußten, daß sie in ein Altersheim gezogen war, nicht in die große Wohnung im Norden von Tel Aviv, wie sie behauptet hatte. Aber im Friseursalon vergaß man Nebbich-Jaffa und Pe'er nicht.

Guta erzählte, der glückliche Pe'er habe sofort nach der Hochzeit aufgehört zu stottern. Frau Poliwoda ließ uns wissen,

jemand habe dem jungen Paar viel Geld gegeben und die beiden seien nach Amerika gefahren. Dorka erzählte, Pe'er stottere nun doppelt so viel, er habe noch nie Schmuck hergestellt und diese ganze Verkupplungsaktion sei ein Plan von Frau Pfeffer gewesen, damit ihr Pe'er endlich heiratete und sie frei wäre, sich mit ihren Freundinnen im Norden von Tel Aviv zu vergnügen. Aber ich glaubte nur Ida. Ida schwor, diese ganze Sache mit der Heirat habe kein anderer als Sajtschik organisiert. Pe'er habe nicht einen einzigen Tag bei Juwelen-Spitzer gearbeitet, und er habe Jaffa auch nie irgendein Schmuckstück gekauft. Und bestimmt sei es auch nicht Pe'er gewesen, der die Millionen für den Zahnarzt bezahlt hatte. Das alles, behauptete sie mit großer Sicherheit, das alles habe kein anderer als unser Sajtschik geplant und gemacht. Meiner Meinung nach stimmt diese Version der Geschichte, denn ich erinnere mich, daß Dr. Marcus, der Zahnarzt, nach der Hochzeit neue Möbel kaufte, und Minka, seine Frau, sich eine neue amerikanische Küche eingerichtet hat. Und außerdem liebte ich diese Geschichte, denn das war der Sajtschik, den ich kannte.

Aber als ich Sajtschik fragte, ob das wirklich wahr sei, lächelte er mich an und antwortete: »In unserer Welt, *mejdele*, ist keine Wahrheit wirklich wahr.«

Plötzlich, nach dieser Erinnerung, kamen mir die Tränen. Es war ein schrecklicher Tag, und ich hörte nicht auf zu weinen. Dorka, die meine roten Augen sah, rief schnell Dr. Wollmann, und alle richteten, wie bei der Schiwa, aus lauter Sorge um mich noch am gleichen Tag einen Betreuungsdienst ein, damit ich in meinem Schmerz nicht allein blieb.

Dorka, Guta, Frau Poliwoda und Zila paßten tagsüber auf mich auf, Rosa kam am Abend, und dann, bis ich einschlief,

war wieder Dr. Wollmann bei mir. Wir sprachen nicht viel, sein Hebräisch mit dem deutschen Akzent machte mich nervös, und außerdem las er viel, alle Zeitungen, medizinische Fachzeitschriften und Bücher auf deutsch.

Damit die Stille nicht zu bedrückend wurde, fing ich trotz der späten Stunde an zu kochen, die Wohnung aufzuräumen und für ihn Kekse zu backen. Dann legte ich eine Opernplatte auf. Er machte die Augen zu, und ich war froh, daß er nicht sah, wie ich aus lauter Sehnsucht nach Sajtschik weinte. Er ging erst, nachdem ich eingeschlafen war.

Nachts, im Traum, sah ich einen Mann, der Sruliks Körper und Sajtschiks Gesicht hatte. Dieser Mann trug einen weißen Arztkittel, er kam zu mir in die Küche und bereitete eine Spritze gegen Schmerzen vor, aber ich konnte fliehen, ich lief in den Hof und versteckte mich in einem schmalen, tiefen Loch. Ich machte mir ein Kissen aus Sand, deckte mich mit einer weißen Decke aus warmem Schnee zu und roch den Geruch von Erde nach dem ersten Regen. Das Erdloch war durchsichtig, und so konnte ich sehen, daß draußen kleine Kinder spielten, die polnisch miteinander sprachen. Ich hatte das Gefühl, daß mein Körper sich allmählich veränderte, erst verschwanden die kleinen Falten in meinem Gesicht, meine Haare versanken in der feuchten Erde, und von Sekunde zu Sekunde wurde ich kleiner und dünner, wie Alice im Wunderland. Ich begriff, daß ich bald ganz verschwunden sein würde, und hatte überhaupt keine Angst, aber kurz bevor ich verschwunden war, genau im letzten Moment, spürte ich etwas Kaltes auf der Stirn, und als ich aufwachte, sah ich Dr. Wollmann, der mir einen kalten Umschlag machte, und Rosa, die neben ihm stand und rief: »O weh!« Sie waren sehr ernst, nur ich lächelte. Dann sagten Dr. Wollmann und Rosa, ich hätte Krampfanfälle und sehr hohes Fieber, aber ich wußte nichts von Krampfanfällen, denn ich hatte tief geschlafen, und

erst, als ich wirklich wach war, wurde mir klar, daß inzwischen ein paar Tage vergangen waren.

An jenem Tag paßten Dr. Wollmann und Rosa auf mich auf.

Sie saßen bei mir in der Küche. Ich spähte von meinem Bett aus zu ihnen hinüber und dachte, so wie immer, daß Rosa eine große Frau ist, mit einem schönen Gesicht, und Dr. Wollmann ein ganz besonderer Mensch. Sie saßen sehr dicht beieinander, und wenn sie miteinander sprachen, berührte er manchmal ihre Schulter, damit sie genau zuhörte, und sie legte ihre Hand auf sein Bein, aber nur eine Sekunde lang, die meiste Zeit schwiegen sie und schauten sich nur in die Augen, und ich spürte, daß zwischen ihnen etwas war, was es nur zwischen Liebenden gibt. Am Ende des Tages, als ich mich schon besser fühlte, wollten sie nach Hause gehen.

Dr. Wollmann stand auf, reichte Rosa die Hand und legte dann einen Arm um ihre Schultern. So, wie ein Paar, verließen sie meine Wohnung. Sogar als sie mit dem Rücken zu mir an der Tür standen, schien mir Rosa etwas verlegen zu sein, deshalb tat ich ihretwegen so, als würde ich nichts sehen, und zog mir die Decke über das Gesicht. An diesem Abend war ich sicher, daß Rosa und Dr. Wollmann ein Paar waren, vom Himmel füreinander bestimmt, und ich fühlte, daß mein Herz das schon lange gewußt hatte, es wußte, was gut ist, doch nicht immer wurde das, was gut ist, auch Wirklichkeit.

»Jeder versteht die Dinge, wenn es für ihn an der Zeit ist«, sagte mir Rosa, und ich hatte das Gefühl, daß ich in dieser Hinsicht schon recht spät dran war, trotzdem erzählte ich ihr, daß es noch immer ein paar Dinge gibt, von denen ich nicht lassen kann, zum Beispiel dieser Traum, daß sie und Dr. Wollmann ein Paar werden, daß ich und Sajtschik zusammenleben und daß Dalia und mein Etan doch noch heiraten.

Obwohl Rosa sich vor Lachen schüttelte wegen meiner Gedanken, schämte ich mich nicht, ihr zu erzählen, daß ich mir die ganzen Jahre gewünscht hatte, mein Etan würde Dalia heiraten, die Tochter von Dr. Janek Marcus, dem Zahnarzt.

Aber Etan, der ein sehr empfindsamer Junge war, verkündete schon mit acht Jahren, daß Dalias Wohnung voller Zahnprothesen sei und es dort nach Medizin rieche, und das mache ihn ganz krank.

Ich erinnere mich, daß ich Etan einmal zur Behandlung zu Dr. Marcus brachte. In der Diele warteten schon einige Nachbarn auf den Zahnarzt und begrüßten uns mit einem verkrampften Lächeln, manche, weil sie Schmerzen hatten, andere, weil sie vor Etan verbergen wollten, daß sie keine Zähne hatten. Etan floh aus der Praxis, und bis heute hat er Probleme mit seinen Zähnen. Ich mochte Janek Marcus. Er war ein trauriger Mann, ehrlich und fleißig, kultiviert und höflich. Aber Minka, Dalias Mutter, konnte ich nicht leiden. Jedesmal, wenn sie in den Friseursalon kam, bot sie an, mir Geld zu leihen, nur um mich daran zu erinnern, daß sie eine reiche und mildtätige Frau war und ich verwitwet und arm.

Auch Etan mochte Minka nicht, denn sie zwang ihn in den Schulpausen immer, Karottensaft zu trinken, den sie selbst gemacht und in die Schule gebracht hatte. Vielleicht dachte sie, daß Etan, weil er keinen Vater mehr hatte, nicht genug Vitamine bekam. Minka hatte blonde, glatte und dichte Haare, und einmal in sechs Wochen schnitt Sajtschik ihr die Spitzen und machte ihr eine Bananenfrisur. Minka war, ebenso wie ich, eine verrückte Mutter. Alle wußten, daß sie, als Dalia erst zehn war, schon einen passenden Bräutigam für sie suchte.

»Es ist nie zu spät zum Heiraten und nie zu spät zum Sterben«, sagte Sajtschik zu ihr, damit sie das Kind in Ruhe lassen sollte, aber Minka wurde wütend und sagte, ihre Dalia würde mit achtzehn Jahren heiraten, und zwar einen Zahnarzt.

Damals gefiel mir die Vorstellung, mein Etan würde Zahnarzt, dann hätte er einen geachteten Beruf und eine Braut, die ich mochte, und würde weiterhin im Viertel wohnen. Ehrlich gesagt, es gab auch Anzeichen, daß es klappen könnte.

Etan und Dalia waren beide ausgezeichnete Schüler. Es tat mir nur leid, und es tut mir heute noch leid, daß Dalia bei den Lehrern beliebter war als Etan, denn sie hatte ordentliche Hefte und machte immer ihre Hausaufgaben und störte nie den Unterricht. Mein Etan war ein bißchen unordentlich und wild, die Lehrer bedachten nie, daß er ein vaterloser Junge war und daß seine Mutter den ganzen Tag arbeitete, und wegen seiner Begabung verlangten sie immer von ihm, er müsse in jeder Hinsicht ein Musterschüler sein.

Einmal, in der achten Klasse, sagte Etans Lehrerin, er müsse mindestens so fleißig sein wie Dalia Marcus. Mein Etan war gekränkt, und am selben Tag warf er Dalias Schultasche auf den Boden, und heraus fielen Liebesbriefe, die ein Junge aus einem Moschaw im Süden an sie geschrieben hatte.

Etan las die Briefe laut vor, die ganze Klasse lachte, und Dalia, die schrecklich rot wurde, schrie Etan an, er sei bloß

neidisch auf sie, weil ihr Vater Zahnarzt sei und sein Vater nur der schwule Sajtschik.

Ich erinnere mich, daß Etan nach diesem Streit krank war, und mir wurde klar, daß er Dalia nicht heiraten und bestimmt auch kein Zahnarzt werden wollte. Außerdem erfuhr ich von Frau Poliwoda, daß jeden Freitag irgendein Kerl zu Dalia käme, er würde im Garten der Familie Marcus stehen und mit zwei Fingern im Mund nach Dalia pfeifen. Dalia, so erzählte sie, wolle diesen Rowdy heiraten, und Minka glaube, das alles sei nur wegen meinem Etan passiert.

Damals fing Dalia an, in den Friseursalon zu kommen. Mir fiel auf, daß sie ihren Rock gekürzt hatte, sie ging ohne Büstenhalter und schminkte sich sogar. Heimlich bat sie Sajtschik, ihr die Haare zu blondieren, aber genau in diesem Moment kam Minka herein und erwischte Dalia mit dem Wasserstoffperoxyd auf dem Kopf. »Welcher Zahnarzt wird dich jetzt noch heiraten?« schrie sie sie an. Dann ging sie zu Sajtschik und brüllte direkt neben seinem Ohr: »Deinetwegen wird sie noch irgendeinen primitiven Kerl heiraten, der in einem Moschaw wohnt und der nichts anderes kann, als an den Titten einer Kuh zu ziehen.«

Jaffa, die am Waschbecken stand, krümmte sich vor Lachen, und ich zwickte sie, damit sie aufhörte zu lachen, aber ich konnte mich selbst nicht beherrschen und lachte in mich hinein. Im Spiegel sah Minka genau, was am Waschbecken vor sich ging. Ihr Gesicht war rot geworden, und ihre Augen funkelten. Sie wollte etwas zu uns sagen, aber es kam nur ein unverständliches Stammeln aus ihrem Mund.

Jaffa und ich konnten nicht aufhören zu lachen. Nur Sajtschik, wegen der Achtung, die er allen Kunden entgegenbrachte, wahrte die Contenance. Er umarmte Minka, beruhigte sie und versprach ihr, daß ihre Dalia jemanden heiraten würde, der ihrer würdig wäre. Danach kam Minka

nicht mehr in den Friseursalon. Sie grüßte nicht einmal, wenn wir uns auf der Straße trafen, und auch Dalia und Etan sprachen nicht mehr miteinander.

So war es bei uns, wenn die Eltern Streit hatten, waren auch die Kinder zerstritten, und wenn die Kinder Streit hatten, waren auch die Eltern zerstritten. Minka hatte Angst, daß Dalia auf die falsche Bahn geraten könnte, deswegen schickte sie auf Dorkas Anraten hin die arme Dalia zu Verwandten nach Kiriat Motzkin, bis sich der Rowdy beruhigt hätte.

Kaum zwei Jahre später erzählte Dr. Marcus Sajtschik, daß Dalia ihren Lehrer aus dem Gymnasium geheiratet hätte, sie würden in offiziellem Auftrag nach Amerika fahren. Kurz darauf erfuhren wir, daß Dalia einen Sohn bekommen hatte, aber bei der Familie Marcus machte man deshalb kein großes Fest und lud die Nachbarn auch nicht zu einem Umtrunk ein.

Immer, wenn ich am Haus der Familie Marcus vorbeiging, spürte ich einen Stich im Herzen. Janek Marcus war schon lange an einem Herzinfarkt gestorben und Minka an einem Gehirnschlag. Jeder von ihnen wurde an dem Körperteil getroffen, den er am meisten benutzt hatte, wie Dorka sagte.

Ihr Haus war leer und verschlossen. Ich konnte nicht anders, ich mußte immer denken, daß nur wegen irgendwelcher Nichtigkeiten Dalia und Etan nicht geheiratet hatten, und jetzt war Dalia nicht mehr hier und mein Etan auch nicht, und ich war allein zurückgeblieben, ohne Kinder und ohne Familie. Und manchmal stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn Dalia und mein Etan geheiratet hätten und hier mit meinen Enkelkindern lebten. Solche Gedanken brachten mich aber nur zum Weinen. Vor über fünf Jahren erschien Dalia eines Tages im Friseursalon. Ich erkannte sie sofort. Sie hatte ein zauberhaftes Lächeln und kluge Augen.

»Ich bin schon seit drei Jahren wieder in Israel«, erzählte sie Sajtschik.

Nach einer kurzen Umarmung und nach Fragen, wie es gehe, und nach Komplimenten, wie gut sie aussehe, erzählte Dalia, sie habe, seit sie das Viertel verlassen hatte, ihre langen Haare nicht mehr geschnitten. »Heute«, sagte sie, »habe ich das Gefühl, daß ich etwas Neues will, deshalb bin ich zum besten Friseur der Welt gekommen.« Sajtschik lächelte glücklich. Er machte ihr einen Haarschnitt mit Strähnchen. Stundenlang arbeitete er an ihrem Kopf.

Auch mir machte sie die Ehre, mich um eine Maniküre zu bitten. Sie hatte lange, zarte Finger mit vielen Ringen, einer von ihnen sogar mit einem Diamanten. An jenem Tag hörte Dalia nicht auf zu sprechen. Sie erzählte, ihr erster Mann sei ein älterer Witwer gewesen. Sie heiratete ihn, weil sie sehr beeindruckt von der Tatsache war, daß er zum Palmach gehört hatte, und außerdem hatte sie schon vor der Hochzeit gemerkt, daß sie bereits einige Monate schwanger war.

Ich wunderte mich, daß sie mit keinem Wort von Liebe sprach.

Dann erzählte sie, sie seien im offiziellen Auftrag nach Amerika entsandt worden, und obwohl sie am anderen Ende der Welt gelebt hatte, hörte sie noch immer ihre Mutter ihr direkt ins Ohr schreien: »Welcher Zahnarzt wird dich jetzt noch heiraten?« Die arme Dalia litt unter Alpträumen, daß sie ihren Eltern große Schande bereitet hätte, und trotzdem hatte sie in all den Jahren nicht aufgehört, von diesem Rowdy aus dem Moschaw zu träumen. An diesem Tag erzählte sie uns auch von einem früheren Besuch in Israel. Damals war sie zur Beerdigung ihres Vaters gekommen. Minka, ihre Mutter, die sie seit Jahren nicht gesehen hatte, beschwerte sich sofort nach der Beerdigung, daß ihr Janek nur wegen der Probleme mit Dalia so jung gestorben sei.

»Nach der Schiwa«, sagte Dalia, »habe ich kein Wort mehr mit meiner Mutter gesprochen. Ich flog zurück nach Amerika

und fing eine Behandlung bei einem Psychologen an.« Ich war geschockt. Wie konnte es sein, daß sie sich nicht schämte, uns so etwas zu erzählen. Die ganze Zeit wollte ich sehen, wie Sajtschik darauf reagierte. Aber Sajtschik konnte zuhören, ohne daß man ihm anmerkte, was er empfand. Bei mir war es anders, nicht nur daß meine Haut so durchsichtig war, ich hatte auch solche Augen, denen man meine Bestürzung sofort ansehen konnte. Ich erinnere mich, als sei es erst gestern gewesen, daß sie zu Sajtschik sagte: »Mein Therapeut hat mir geraten, ich solle mich selbst verwirklichen.«

Wegen dieses Satzes war sie aus Amerika zurückgekommen.

»Nach achtzehn Jahren verließ ich meinen Mann, nahm meinen Sohn und kehrte nach Israel zurück, um Motti zu suchen, meinen Freund aus dem Moschaw.«

»Achtzehn Jahre, das ist eine Glückszahl«, sagte ich aufgeregt zu Dalia, »die Zahl Achtzehn steht für ›Leben‹.« Und insgeheim dachte ich, das sei ein gutes Zeichen, und vielleicht würde sie Etan am Ende doch noch heiraten. Sie lächelte mich an: »Es war wirklich eine Glückszahl. Nach zwei Wochen fand ich die Liebe meines Lebens, diesen jungen Mann aus dem Moschaw.« Sie erzählte aufgeregt weiter: »Nachdem wir uns wiedergefunden hatten, trennte er sich von seiner Frau und nahm seine beiden Kinder mit, ich ließ mich von meinem Mann scheiden und nahm Daniel mit, meinen Sohn. Bis heute erziehen wir unsere Kinder zusammen in einem Haus, seine Kinder, meinen Sohn und Adi, unsere gemeinsame Tochter.« Es versetzte mir einen Stich ins Herz, daß sie Etan nicht geheiratet hatte. Sie wäre bestimmt glücklicher gewesen, und ich auch.

Bevor sie wegging, fragte Sajtschik, was ihr Mann von Beruf sei.

»Rate«, sagte sie und lächelte.

Sajtschik lächelte auch. Ich glaube, daß er, genau wie ich, erriet, daß ihr Motti Zahnarzt war.

Lange Zeit kam mir immer wieder in den Sinn, daß mein Etan in Amerika vielleicht auch zu einem Psychologen ging und daß der ihm vielleicht auch riet, sich selbst zu verwirklichen, und er deshalb ebenfalls nach Israel zurückkommen würde.

Dalias Geschichte ging mir nicht aus dem Kopf und machte mich melancholisch. Etan war bereits zwanzig Jahre in Amerika, schon zwei Jahre mehr als die Glückszahl Achtzehn lebte er dort mit Nancy, und das war kein gutes Zeichen.

Ich saß zu Hause. Ich hatte keine Lust, die Wohnung zu verlassen, ich wollte auch nicht, daß jemand zu mir kam, ich hatte auf einmal keine Geduld mehr für Dorka, Zila und Guta, selbst nicht für Rosa. Die ganze Zeit fragten sie mich, ob alles in Ordnung sei, und ich antwortete »nein«. Sie nickten mit dem Kopf zum Zeichen, daß sie mich verstünden, und das war's. Nun ja, was hätten sie sonst schon tun können? Sajtschik wieder lebendig machen? Anfangs schaffte ich es noch, mich damit zu trösten, daß sich Sajtschik, obwohl er tot war, in meinem Kopf nicht veränderte, noch immer konnte ich seine grünen Augen und seine schwarzen Haare mit Brillantine sehen, ich hörte seine Schritte und spürte sogar seine Atemzüge an meinem Ohr.

In solchen Momenten empfand ich Freude, als wäre es mir gelungen, den Tod zu vertreiben und Sajtschik wieder zum Leben zu erwecken.

Alle paar Tage rief Mordechai an, um mich daran zu erinnern, daß Sajtschik gegangen war, und jedesmal, wenn ich seine Stimme hörte, wurde mir wieder bewußt, daß ich früher

ein bedauernswertes Mädchen gewesen war und jetzt eine bedauernswerte alte Frau.

Ich lief durch die Zimmer. Das Licht von draußen störte mich in den Augen, ich wollte, die Sonne sollte verbrennen. Ich schloß die Fensterläden und dachte, die Nachbarn würden jetzt glauben, daß ich nicht zu Hause wäre, und würden aufhören, mich mit ihren Besuchen zu stören. Damals dachte ich auch sehr viel an Kaiman, den Milchmann.

Als ich ins Viertel gekommen war, erklärte mir Dorka, daß ich, genau wie alle anderen, jeden Abend eine leere Milchflasche vor die Tür stellen und Geld daneben legen müsse, und am nächsten Morgen, so versprach sie, würde mich eine Flasche mit frischer Milch erwarten. Ab meinem ersten Tag im Viertel stellte ich jeden Abend eine leere Flasche vor die Tür und fand morgens eine volle. Aber den Milchmann sah ich nie.

Mein Sruklik erzählte mir, Esterke Pschigurski, deren Mann die Leihbücherei hatte, habe vor ein paar Jahren den Milchmann im Lebensmittelladen getroffen, sie habe auf ihn gedeutet und geschrien: »Das ist der Kapo! Das ist Kaiman, der Kapo!«

Damals war Esterke verrückt geworden und hatte sich am Ende das Leben genommen.

Ruben vom Gemüseladen, Poliwoda von der Metzgerei und Fejges Mietek planten, Kaiman, den Kapo, umzubringen, aber Frau Poliwoda wurde hysterisch bei der Vorstellung, man würde ihren Mann als Verbrecher ins Gefängnis bringen. Deshalb schlug ausgerechnet Dorka vor, daß Kaiman weiterhin die Milch bringen solle, aber unter der Bedingung, daß er beim ersten Tageslicht seine Wohnung zum Gefängnis machte, daß er die Tür und alle Fensterläden schloß und lebte wie ein

Hund, »geschlossen und versperrt vor den Kindern Israel, niemand geht aus, niemand ein«.

»So«, hatte Dorka gesagt, »wird der Unmensch seine Tage allein mit seinen Qualen verbringen.« Dorka war es auch, die damals auf die Idee kam, daß jeder einzelne im Viertel die Milch nur bei Kaiman kaufen sollte, damit der Schuft genug Geld hätte, um viele Jahre mit seinen Erinnerungen und seinen Qualen zu leben. Als ich das gehört hatte, mußte ich unbedingt mit eigenen Augen den schrecklichen Kapo sehen. Ich erinnere mich, daß ich einmal vor Morgengrauen, als Sruлик noch schlief, aufstand und durch den Fensterladen hinausspähte. Draußen war es noch dunkel, die Laternen verbreiteten ein schwaches Licht, und an der Straßenecke sah ich verschwommen ein altes, verrostetes Dreirad voller Milchflaschen und einen rundlichen Mann, glatzköpfig und kleingewachsen, der wie ein Hase von Tür zu Tür lief und Flaschen hin- und hertrug. Sein Kopf war vornübergeneigt, deshalb konnte ich sein Gesicht nicht erkennen. Am nächsten Morgen erwartete ich ihn hinter der Haustür, und als ich das Klirren der Milchflaschen hörte, rasselte ich mit dem Schlüssel, als würde ich gleich die Tür aufschließen. Durch das Schlüsselloch sah ich ihn. Er hatte runde, gewöhnliche Augen in einem erschrockenen Gesicht. Ich konnte ihn nicht genau betrachten, denn er lief sofort weg, und ich blieb noch lange hinter der Tür stehen. Ich zitterte am ganzen Körper bei dem Gedanken, es würde mich ein Fluch treffen, weil ich dem Satan in die Augen geblickt hatte.

Auch mein Etan fürchtete sich vor Kaiman. Er fragte, ob der Milchmann ein Auge mitten auf der Stirn habe, und erzählte mir, jemand habe gesagt, Kaiman habe lange Krallen, Zähne wie ein Vampir und große Klauen. Einmal fragte er Sajtschik: »Wie sieht ein Kapo eigentlich aus?«

Und Sajtschik antwortete: »Ein Kapo sieht aus wie ein normaler Mensch.«

Etan erschrak: »Wenn er keine äußeren Zeichen hat, wie kann ich ihn dann erkennen?«

»Übe Vorsicht, aber sei höflich«, sagte Sajtschik zu Etan. Am selben Abend sagte Etan zu mir, er glaube, daß Sajtschik sich irre, es heiße umgekehrt, »sei höflich, aber übe Vorsicht«. So hätte er es bei Tirza gelernt, seiner Lehrerin. Ich erklärte ihm, der Unterschied sei einfach der, daß Sajtschik von dort komme und seine Lehrerin von hier.

Nach Sajtschiks Tod saß ich allein in der dunklen, verschlossenen Wohnung, genau wie Kaiman, niemand ging aus, niemand ein.

Das Licht tat mir in den Augen weh. Mein Herz war sowieso ganz rostig, und die Menschen um mich herum taten mir nicht gut.

Das Telephon klingelte ununterbrochen, aber ich hatte keine Lust, mit irgend jemandem zu sprechen. Als ich den Hörer schließlich doch abnahm, hörte ich die Stimme von Herrn Poliwoda. »Leale, Leale, so antworte bitte«, flehte er. »Leale, sag nur, daß alles in Ordnung ist.« Er weinte fast, und ich schwieg.

Ich schwieg bei allen. Ich legte den Hörer neben das Telephon und freute mich über das Tut-tut, das von ihm zu hören war. Ich dachte, daß sie sich bald abregen und mich in Ruhe lassen würden, aber ich irrte mich offenbar.

Am nächsten Morgen kam Guta, die Frau des Rabbiners, und klopfte über eine Stunde lang an die Tür. Schließlich machte ich auf und schrie sie an, sie würde stören, aber sie wich nicht, bevor sie mir nicht einen großen Topf mit Hühnersuppe in die

Küche geschoben hatte. Sie war also der Meinung, ich sei krank.

»Ich bin kerngesund!« schrie ich ihr noch nach, und dann, als sie schon gegangen war, kippte ich ihre Suppe weg. Nach ihr kam auch Frau Poliwoda, sie hatte mir einen Hefekuchen gebacken, damit ich etwas Gutes in den Mund bekäme. Ich teilte ihr mit, hier würde nicht gefeiert und ich würde auch keine Gäste empfangen, sie solle ihren Kuchen wieder mitnehmen, aber weil ich sah, wie blaß sie war, erlaubte ich ihr, den Kuchen dazulassen. Am nächsten Tag kamen sie schon als Gruppe. Dorka, Zila, Guta und andere. Sie standen vor meiner Tür. »Wir wollen dich besuchen«, sagten sie. Dann hatten sie eine neue Idee: »Wir wollen uns maniküren lassen.«

»Ich habe Urlaub«, antwortete ich hinter der verschlossenen Tür.

»Am Leben ist sie jedenfalls«, hörte ich Dorka sagen, und dann verschwanden sie wieder.

Die Zeit verging langsam. An einem dieser Vormittage, ohne daß ich es geplant hatte, fing ich an, die Wohnung aufzuräumen. Ich ordnete Dokumente, warf Papiere weg, machte Ordnung in Etans Zimmer und mischte alle Nagellacke zusammen, die ich zu Hause hatte. Ich erinnerte mich, daß ich anfangs nur mit rotem Nagellack gearbeitet hatte, rot wie Blut. Ich liebte diese Farbe, aber Sajtschik, der wußte, was modern war, kaufte mir auch durchsichtigen, perlmuttfarbenen und rosa Nagellack. In den letzten Jahren hatten dann nach und nach ganz seltsame Farben bei uns Einzug gehalten, glitzernde, matte und glänzende. All diese Nagellacke, die ich zu Hause fand, mischte ich in einem Behälter und füllte sie dann wieder zurück in die Fläschchen. Damals kannte ich weder Tag noch Nacht, und ich hatte viel Zeit für Erinnerungen. Manchmal sah ich Hände vor mir. Ich erkannte sie alle, die Warze an Gutas Finger, die zarten Hände von Ida, die rauen Hände von

Dorka, bei der Charakter und Haut von derselben Beschaffenheit waren, die langen, dünnen Finger von Frau Poliwoda, die Pilzstellen an Zilas Fingernägeln. Sogar wenn sie sich nicht von mir maniküren ließen, hatte ich auf ihre Hände geachtet, ich konnte sogar das Alter eines Menschen nach seinen Händen erraten.

So verbrachte ich die Zeit mit Gedanken. In meinem Zimmer war graues Licht. Ich machte weder das elektrische Licht noch eine Kerze an, ich liebte dieses Dämmerlicht, und in der Nacht war es ganz schwarz. Stundenlang lief ich durch die Zimmer, ich konnte nicht einschlafen. Beim Herumlaufen in der Dunkelheit stieß ich mich manchmal an irgendwelchen Gegenständen. Jeden Tag entdeckte ich an meinen Beinen neue blaue Flecken, die wie kleine Seen aussahen. Ich betrachtete diese blauen Male befriedigt, ich dachte, bald werde auch ich von hier weggehen, so wie Sajtschik.

Ich wollte einfach in Ruhe sterben.

Ich stellte Tische und Stühle vor die Tür, damit niemand hereinkommen könnte. Manchmal kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht übertrieb, wenn ich aus meiner Wohnung ein Grab machte. Und außerdem fürchtete ich auch, daß möglicherweise nicht einmal der Todesengel zu mir gelangen könnte, weil ich die Tür mit schweren Möbeln blockiert hatte.

Doch dann kam Mordechai vom Kibbuz. Immer, wenn ich es ein bißchen gut habe, kommt er und verdirbt mir wieder alles.

»Leale, mach die Tür auf, oder ich schlage sie ein, so geht es nicht!« schrie er.

Ich hatte keine Wahl, ich wollte nicht, daß die Nachbarn sein Geschrei hörten, ich ließ ihn herein. Ich sah ihm an, daß er erschrak. Ich freute mich, daß ich es wenigstens einmal geschafft hatte, ihn zu erschrecken, denn warum soll immer

nur er mich erschrecken. Mordechai sprach laut, ich erinnere mich nicht mehr, was er sagte. Ich hielt mir mit beiden Händen die Ohren zu, und nachdem er alles gesagt hatte, was er hatte sagen wollen, kündigte er an, ein anderes Mal wiederzukommen. Als er gegangen war, verschloß ich wieder die Tür, doch diesmal schob ich zu den Möbeln im Eingang auch noch mein Bett, damit Mordechai keinen Erfolg hätte, wenn er versuchen würde, die Tür einzuschlagen. Als er weg war, war ich ein bißchen froh. Ein paar Tage vergingen in Ruhe, niemand rief an, und niemand kam.

Ich begann diese Stille zu lieben, die Dunkelheit, ich roch wieder den Geruch von Kälte und Schnee, von Erde und Stroh, und ich träumte, daß alles bald von neuem beginnen würde. Manchmal öffnete ich in der Nacht die Fensterläden, um die Sterne und die durchsichtigen Wolken zu sehen, von denen in diesem Jahr noch kein Regen gefallen war. Ich stand in einem dünnen Nachthemd am Fenster, schaute zu dem runden Gesicht des Mondes hinauf und bat ihn, es möge mir wieder so kalt sein wie einst. Der Sommer verging, und der Herbst begann, aber es fiel noch immer kein Regen. In diesem Land war es mir nie wirklich kalt, hier war nichts wie dort, aber der Geruch der Nacht brachte die Erinnerungen zurück, und in den Momenten, in denen ich kurz einschlief, hörte ich nicht auf zu träumen.

Im Traum, den ich am meisten liebte, sah ich mich wie früher, ein kleines Mädchen von fünf, mit einem dicken, warmen Mantel, roten Handschuhen und einer Wollmütze, unter der zwei lange schöne Zöpfe herausschauten. Ich stand allein im Hof. Sajtschik, im weißen Anzug, kam näher, und ich lief ihm entgegen. Er streichelte mir über den Kopf, und dann schnitt er mir beide Zöpfe ab. Ich regte mich auf und fragte ihn: »Wieso schneidest du mir die Haare ab?« Er antwortete nicht. Dann schnitt er mir auch die Fingernägel und lackierte

sie weiß. Seine Berührung war angenehm, noch einmal berührte er mich mit seinen zarten Fingern, und ich spürte in meinem Nacken seinen Atem. Bevor er ging, bat er mich, beim nächsten Mal ein weißes Laken umzuhängen. Da verstand ich, daß er mich auf das Leben der Toten vorbereitete, dort würden wir bis in alle Ewigkeit Zusammensein.

Die Dunkelheit des frühen Morgens empfing mich, als ich mit einem Lächeln aufwachte, ich spürte eine große Erleichterung.

Am Tag nach diesem Traum zog ich mich weiß an, ich setzte mich ins Wohnzimmer, kämmte meine langen Haare, die ich schon seit Jahren zu einem Knoten hochsteckte, und flocht mir einen Zopf. Mit Sajtschiks Schere schnitt ich die Spitzen, ohne in den Spiegel zu schauen. So wollte ich ihn überraschen, ich wollte ihm zeigen, daß ich schon bereit war, aber er kam nicht zurück, und ich schnitt jeden Tag ein weiteres Stück meines Zopfs ab. Im Haus gab es nichts mehr zu essen. Mir blieb nichts anderes übrig, ich kaufte Brot – am Abend, damit mir das Licht nicht in die Augen stach. Ohne daß ich darum bat, legte mir Efraim, der Ladenbesitzer und Dorkas Mann, auch Milch, Schokolade, Eier, Butter und Käse in den Korb. Inzwischen waren die Nachbarn neugierig aus ihren Häusern gekommen, um zu sehen, wie es mir ging. Dorka wollte bei mir einen Termin für eine Maniküre vereinbaren. Ihrer Stimme hörte ich an, daß sie überzeugt war, ich sei in einem schlechten Zustand.

Ich lächelte und sagte, ich würde bald wieder zu meiner Arbeit mit Sajtschik zurückkehren.

Als ich meinen Weg fortsetzte, hörte ich einen Schlag, als wäre jemand hingefallen, und alle riefen »o weh«. Dann riefen sie: »Dr. Wollmann, jemand muß schnell Dr. Wollmann holen!«

Als ich nach Hause zurückgekommen war, richtete ich mir im Wohnzimmer einen Arbeitsplatz her. Auf den kleinen Tisch räumte ich die Schere, die Feile, Watte, Aceton und die Fläschchen mit Nagellack, und ich wurde meine eigene Kundin. Ich nahm mir viel Zeit für jeden einzelnen Nagel. Ich flocht meine Haare wieder zu einem Zopf und schnitt, wie jeden Tag, einen Zentimeter ab und wartete darauf, daß Sajtschik endlich kommen würde. An dem Tag, an dem ich den Zopf ganz abgeschnitten hatte, holte ich die Spiegel aus dem Badezimmer und dem Kleiderschrank und legte sie auf den Wohnzimmerboden. Mein Wohnzimmer sah aus wie ein Friseursalon. Ich näherte mich einem Spiegel und sah eine Frau, die ich nicht kannte. Sie hatte einen kleinen Kopf, große Augen, kurze weiße Haare und viele Falten im Gesicht. Als mir klar wurde, daß ich diese Frau war, hatte ich Schlamm im Herzen und Beton im Kopf.

Ein Gerippe schaute mir aus dem Spiegel entgegen. Ich machte das Radio an und stellte es auf volle Lautstärke, damit niemand hörte, wie ich schrie: »Sajtschik! Srulik!

Wann holt ihr mich, wann kommt ihr endlich? Schaut mich an, ich bin schon bereit!«

Ich dachte, ich würde sterben. Mit letzter Kraft wusch ich mich, zog mich wieder weiß an, strich mir noch eine Schicht Lack auf die Nägel, dann legte ich *Rigoletto* auf und wartete.

Am Morgen klingelte es laut an der Tür. Endlich kam der Todesengel.

Lächelnd öffnete ich die Tür.

Dann wurde es mir schwarz vor den Augen.

Mein Etan stand dort, im Anzug und mit Krawatte, seine Haare waren ein bißchen grau, aber vor allem wirr, seine Augen rot und unter ihnen dunkle Ringe, als habe er schon seit Monaten nicht mehr geschlafen. In der Hand hielt er eine Reisetasche. Er sah müde und krank aus. Ich begann zu zittern und brachte keinen Ton heraus. Ein starker Duft von Aftershave drang durch die Tür in meine Wohnung, zusammen mit Etan. Das ist der Geruch von Sajtschik, sagte ich mir, ich atmete tief ein, und mein Körper füllte sich mit Kraft.

Etan stand da und schaute mich an. Erst sagte auch er kein Wort, aber ich sah ihm an, wie der Zorn in ihm aufstieg. »So stirbst du also«, brach es aus ihm heraus. »Die Wohnung ist sauber, du bist weiß angezogen wie eine Braut, im Wohnzimmer hast du dir eine Arbeitsecke eingerichtet, und ich muß alles liegen- und stehenlassen lassen, um dich zu retten.« Er schnappte nach Luft. »Als hätte ich weder Arbeit noch Frau und Kinder.«

Ich schaute ihn an und konnte noch nicht einmal lächeln. »Was hast du zu sagen?« fragte er.

»Ich habe nichts zu essen im Haus«, sagte ich mit schwacher Stimme. »Wir müssen zum Lebensmittelladen gehen.«

Er warf mir einen seltsamen Blick zu. »Nirgendwo schmeckt es so gut wie bei Mutter«, erinnerte ich ihn, nahm den Einkaufskorb, und zusammen gingen wir zu Efraims Laden.

Unterwegs betrachtete Etan die Häuser und Gärten, die sich im Lauf der Jahre verändert hatten, und die ausgetrocknete Erde. »Es gibt keine Pfützen«, sagte er plötzlich zu mir. Ich wußte, daß er nach Kröten Ausschau hielt. Mein Etan war

immer der König der Pfützen gewesen. Im Winter hatte ich ihm schwarze Gummistiefel gekauft, und er war hinausgerannt, um in den Pfützen herumzuhüpfen und Kröten zu fangen. Nun betrachtete er die Äste des Maulbeerbaums und suchte nach Seidenraupen, und in den kleinen Straßen hoffte er, Igel und Schildkröten zu sehen, wie früher.

Ich fühlte, daß es ihm so ging wie mir, er sehnte sich nach einer Zeit, die es nicht mehr gab.

»Schau dir meinen Etan an«, sagte ich stolz, als wir Efraims Laden betraten.

Ich war glücklich, aber Efraim kam mir blaß vor, er reagierte kaum. Erst am Schluß meiner Einkäufe fragte er, wie es mir gehe, als hätte er überhaupt nicht bemerkt, daß Etan mit mir gekommen war.

»Könnte es mir besser gehen?« fragte ich ihn und betonte: »Du siehst doch, daß Etan da ist.« Aber er schwieg. Danach gingen wir zu Ruben, dem Gemüsemann. Ruben gab mir vor lauter Aufregung alles umsonst. »Hauptsache, du lebst und bist gesund«, sagte er und lächelte Etan an. Ich ging mit Etan zur Krankenkassenambulanz, um Aceton und Watte zu kaufen. Ich sagte, das brauche ich für die Nagelpflege, aber ich wollte, daß ihn die neue Ärztin sah, denn vielleicht würde er ihr ja gefallen. Die Ärztin wollte mit Etan sprechen und machte mit ihm einen Termin aus. Ich hoffte, sie würde ihn vielleicht überreden, hier im Viertel zu bleiben und seinen Kindern Flugtickets zu schicken, damit sie herkamen. Und daß er sich eine neue Frau suchte.

Etan folgte mir überallhin, aber er machte mir einen sehr verwirrten Eindruck.

Bis mittags liefen wir durch das Viertel, Etan schleppte alle Tüten und schwieg fast die ganze Zeit. Bevor wir nach Hause gingen, wollte ich ihm zeigen, daß ich viel Arbeit und viele Kundinnen hatte, und teilte Dorka mit, ich hätte morgen Zeit,

um ihr eine Maniküre zu machen, aber ausgerechnet da antwortete Dorka nicht. Vermutlich fiel es ihr wie immer schwer, freundlich zu sein.

Zu Hause öffnete ich für Etan alle Fensterläden, damit es hell in den Räumen wurde, und bis zum Abend arbeitete ich in der Küche. Ich machte Hühnersuppe für meinen Sohn, Kalbsfuß in Aspik, Kartoffeln, Schnitzel und Schokoladenkuchen mit Creme. In der ganzen Wohnung roch es wie in einem Restaurant.

Ich war so beschäftigt, daß ich noch nicht einmal aufgewühlt war.

Am Abend sah ich plötzlich im Spiegel meine kurzen Haare. Mir fiel ein, daß ich bald sterben würde, beschloß aber, Etan nichts davon zu sagen. Ich rief ihn zum Essen. Er gab keine Antwort.

Ich ging in sein Zimmer und fand ihn angezogen auf dem Bett, wo er wie ein Baby schlief. Ich zog ihm die glänzenden Schuhe und die Stretchstrümpfe aus, ebenso den Ledergürtel und die Krawatte mit den Vögeln. Wie früher deckte ich ihn zu und betrachtete ihn lange. Mein Etan füllte das ganze Bett aus. Die Federdecke, die er von Sajtschik zur Bar Mizwa bekommen hatte, war ihm etwas zu kurz, seine grauen Haare lagen auf dem Kissen, seine langen Wimpern bedeckten die geschlossenen Augen, und mit seinem hellen, glatten Gesicht war er schön wie ein Engel. Sruлик und ich waren keine schönen Menschen, aber Etan hat von uns nur das genommen, was schön ist, hatte ich am Tag seiner Geburt gedacht.

»Frau Bittermann, herzlichen Glückwunsch, Sie haben einen gesunden Sohn«, hatte die Hebamme zu mir gesagt, ich erinnere mich sogar noch an ihre Stimme, ich erinnere mich an die Freude, die mein Herz erfüllte, und ich erinnere mich, daß ich später zur Hebamme sagen wollte, man sehe nicht nur, daß mein Sohn gesund sei, sondern auch schön und begabt, aber

ich traf sie nicht mehr, und Srulik sagte, man dürfe solche Dinge sowieso nicht aussprechen, wegen des bösen Blicks.

Mein Etan war das schönste Kind im Viertel. Er hatte schwarze Locken und schwarze Augen wie Srulik und so helle Haut wie ich, und er war der einzige, der sich genau so entwickelte, wie es in den Heften der staatlichen Babyfürsorge stand.

Noch bevor er in die erste Klasse kam, brachte ich ihn zum Klavierunterricht und zum Schwimmunterricht. Ich las ihm viele Bücher vor und kaufte ihm alle Enzyklopädien, die es auf hebräisch gab.

Etan war ein geselliges Kind, schon im Kindergarten wollte er mit größeren Kindern spielen. Er wollte sogar bei ihnen schlafen, aber ich sorgte dafür, daß alle zu ihm kamen, ich mochte nicht, daß er zu Fremden ins Haus ging. Er war ein ausgezeichnete Schüler, er hatte in allen Fächern gute Noten, auch in Betragen, obwohl er manchmal ein bißchen wild war. Wenn er keine Lust hatte, seine Hausaufgaben zu machen, taten Rosa und ich es für ihn, denn wir wollten nicht, daß er in der Schule scheiterte. So viele Jahre hatte ich auf ihn aufgepaßt, ich hatte ihm nicht erlaubt, an den gefährlichen Ausflügen der Pfadfinder teilzunehmen oder von Feiern erst spät abends nach Hause zu kommen.

Ich brachte ihm Tiere nach Hause, damit er sich nicht einsam fühlte: einen Papagei, eine Schildkröte und Küken. Im Winter holte er Kröten aus den Pfützen in sein Zimmer und Seidenraupen von Feiges Maulbeerbaum, und ich habe, obwohl ich allergisch gegen Tiere war und Asthma bekam, nie ein Wort dagegen gesagt.

Schon als er noch klein war, träumte er davon, Pilot zu werden. Stundenlang baute er Papierflugzeuge. Er wollte auch ein Held in der Armee werden, aber ich bat Mordechai, ihm durch seine guten Beziehungen eine Stelle in der

Armeeverwaltung zu besorgen. Obwohl wir uns ein bißchen uneins waren wegen dem, was ich ihm mit dem Militärdienst angetan hatte, erinnerte ich ihn oft daran, daß ich ihm das Leben gerettet hatte. Etan wußte so gut wie ich, daß er im Jom-Kippur-Krieg, wenn er, Gott behüte, zur kämpfenden Truppe gehört hätte, wahrscheinlich direkt ins Feuer gelaufen wäre. So war er dank meiner Fürsorge während des ganzen Krieges hier in der Nähe gewesen, in einem Geheimauftrag, und am Leben geblieben.

Ich konnte den Blick nicht von ihm wenden. Ich betrachtete meinen schlafenden Sohn, und wie früher, als er ein kleines Kind war, legte ich meine Hand neben seine Nase, um zu fühlen, ob er noch atmete. Vermutlich machte ich ein Geräusch, Etan wachte auf und murmelte etwas. Ich hatte Angst, er könne böse sein, er mochte es nie, wenn ich ihn nachts so kontrollierte oder auch an Tagen, wenn er hohes Fieber hatte, deshalb sagte ich sofort, das Essen stehe auf dem Tisch.

»Ich muß schlafen, das ist der Jet-Lag«, murmelte er erschöpft und erklärte mir etwas vom Fliegen. »Es geht nichts über ein Essen, das die Mutter gemacht hat«, sagte ich, aber er war schon wieder eingeschlafen.

Gerade war er angekommen, und schon schlief er. Aber ein paar Minuten später, als Nancy anrief, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei, wachte er auf. Ich platzte innerlich, aber ich sagte kein Wort. Mir tat das Herz weh, daß sie, auch wenn er hier war, zu Hause bei mir, einen solchen Einfluß auf ihn hatte.

Am Abend aß ich allein in der Küche, ich schlief früh ein, mit Bauchschmerzen, und wachte am nächsten Morgen spät auf.

Etan zu Ehren fielen die ersten Regentropfen, und es roch stark nach frischer Erde, graue Wolken trieben vom Meer her über den Himmel, die Sonne schien nicht, und ich empfand ein

Gefühl der Anspannung. Etan schlief immer noch. Wieder betrachtete ich ihn, und das Herz tat mir weh. Warum Amerika, warum Nancy, was hat ihm hier nicht gepaßt, fragte ich mich, und meine Augen hielten nur mit Mühe die Tränen zurück. So viele Mädchen hatten seine Freundin sein wollen. Schon in der dritten Klasse sagte Idas Tochter allen, die es hören wollten, sie würde später Etan heiraten, aber mein Dummkopf wurde rot und lief nach Hause. Heute ist sie eine Krankenkassenärztin. Später, beim Klavierunterricht, trafen wir die Tochter des Lehrers, ein gutes Mädchen aus dem Norden von Tel Aviv, und ich lud sie ein, uns zu besuchen. Aber Etan ging zu den Pfadfindern, genau in dem Moment, als sie bei uns auftauchte.

Mein Etan hatte immer einen seltsamen Geschmack, was Mädchen betraf. Eines Tages, als er im Gymnasium war, brachte er Schuli zu uns nach Hause, ein nettes Mädchen aus einem einfachen Haus, mit ungebildeten Eltern. Drei Jahre lang waren sie befreundet, drei Jahre lang lud ich sie nicht dazu ein, bei uns zu essen. Etan verstand den Wink und verließ sie, als er zur Armee ging. Heute besitzt sie eine Boutique in Tel Aviv, und ich habe keinen Kontakt zu ihr.

Bis heute glaube ich, es wäre für uns beide am besten gewesen, wenn er Dalia Marcus geheiratet hätte. Sehnsucht erfüllte mich. Ich hatte Angst, daß Etan aufstehen und meine Tränen sehen würde, deshalb wusch ich mir ein paarmal das Gesicht mit Wasser und Seife. Und mein Etan stand auf und schlief, schlief und stand auf, als wäre er noch gar nicht hier angekommen. Inzwischen wußten schon alle im Viertel, daß Etan da war. Alle wollten ihn sehen. Ich konnte die Nachbarinnen nicht kränken und verabredete ein Abendessen mit Dorka, Zila, Guta und Frau Poliwoda, ich dachte, ich würde Etan damit eine schöne Überraschung bereiten. Etan wachte nach fast zwei Tagen auf und verkündete mir, er müsse

jetzt unbedingt Sajtschiks Grab besuchen. Gerade da rief Mordechai an.

Ohne mich zu fragen, schlug Etan Mordechai vor, mit uns zum Friedhof zu gehen. Ich glaubte, daß man auch mich an diesem Tag begraben würde.

»Was hat Mordechai bei Sajtschik auf dem Friedhof zu tun?« schrie ich. Und ich fragte mich, warum mir Mordechai immer jede Freude verderben mußte. Mein Herz zog sich zusammen, mir wurde heiß.

Etan war im Badezimmer, in der Unterhose, in der Hand hielt er ein Rasiermesser, seine Augen hatten einen zornigen Blick, seine Lippen waren so fest zusammengepreßt, als würde er gleich explodieren. Ich dachte, er würde mich umbringen.

»Was?« fragte er mit tonloser Stimme. »Du fragst, was Mordechai mit Sajtschik zu tun hat?« Und von diesem Moment an fing mein Etan an, Unsinn zu reden.

»Sajtschik und Mordechai waren ein Paar, wann wirst du das endlich begreifen?« Seine Stimme kam zu ihm zurück, jetzt hatte er sogar genug Kraft, um zu schreien. »Seit Sajtschiks Tod ist Mordechai Witwer!« Sofort machte ich Etan eine Tasse Tee, mir war klar, daß er in diesem Zustand das Haus nicht verlassen konnte. Mein Etan schwitzte heftig, er zitterte sogar. Ich versuchte, ihn zu beruhigen, und fragte ihn, ob er krank sei. Aber er antwortete aufsässig: »Du bist es, die mich krank macht.«

Danach war ihm das unangenehm, glaube ich, er versuchte mir zu erklären, daß Sajtschik das war, was man heute einen Schwulen nennt, mindestens sechsmal schrie er: »Schwuler, Schwuler, er war ein Schwuler!« Ich legte ihm die Hand auf den Mund. »Psst... psst«, flehte ich und erklärte ihm, wir seien hier nicht in Amerika, hier gebe es keine Schwulen.

»Du bist blind«, schrie er mir direkt ins Gesicht. »Mein ganzes Leben lang haben die Kinder im Viertel mir

nachgerufen: ›Sajtschik ist ein Homo«, es gab keinen Tag, an dem sie mir nicht damit zugesetzt haben, und du hörst nichts, du siehst nichts, du weißt nichts!« Etans Gesicht war weiß, ich machte mir große Sorgen um ihn.

»Setz dich, beruhige dich doch«, flehte ich und nahm ihm, ohne daß es ihm auffiel, schnell das Rasiermesser aus der Hand. Ich fragte ihn ganz ruhig, ob ihm während des Fluges irgend etwas widerfahren sei, und legte meine Hand auf seine Stirn, um zu fühlen, ob er Fieber hatte. »Sie waren zusammen«, sagte er, als habe er meine Frage nicht gehört. »Warum verstehst du das nicht? Ich war bei ihnen zu Hause, ich habe gesehen, wie sie zusammenlebten. Nur deinetwegen haben sie es geheimgehalten, hat Sajtschik gesagt, er hatte Angst, daß es dich umbringen würde, wenn du es erfährst. Nur für dich war es ein Geheimnis. Alle, alle haben die Wahrheit gewußt.«

»In allem, was Sajtschik betrifft«, sagte ich zu Etan, »da kenne nur ich die Wahrheit. Nur ich weiß, wer Sajtschik war, und du, du hörst jetzt auf mit diesem Unsinn.« Ich dachte, ich würde jeden umbringen, der Unsinn über Sajtschik erzählt.

Ich weiß doch, sagte ich mir, wann jemand die Wahrheit sagt und wann er Unsinn von sich gibt, und ich erinnerte mich an Guta, die in ihrem Leben viel Unsinn erzählt hat, aber als sie mir sagte, daß ich für Rosa ein Geschenk des Himmels sei, damit es ihr leichter falle, ihre zwei kleinen Kinder zu vergessen, die sie im Krieg verloren hatte, war mir augenblicklich klar gewesen, daß sie diesmal die Wahrheit sagte.

Irgendwo tief in meinem Herzen hatte ich gewußt, daß Rosa Mutter gewesen war und daß ihre Erinnerungen einen großen Schmerz enthielten. Und obwohl Rosa nie ein Wort über die Kinder sagte, die sie verloren hatte, wußte ich, daß dies ihre privateste Sache war und daß sie diesen Schmerz nie vor

irgend jemandem offenbaren würde. Und so, wie ich wußte, was bei dem, was Rosa betraf, wahr war, wußte ich tief im Herzen, daß Sajtschik ein Künstler war. Daß er ein Mann war, spürte ich körperlich, ich sah deutlich vor mir, wie er die Haare der Kundinnen streichelte, erinnerte mich an seine Umarmungen und die Art, wie er mir in die Augen geschaut hatte. Immer hatte ich gewußt, daß hier im Viertel niemand etwas von Kunst verstand, hier waren die Männer anders als er, einfacher. Sie waren Schuster, Schreiner und Gemüsehändler, aber Sajtschik war etwas Besonderes, und weil sie neidisch waren, dachten sie sich blöde Geschichten über ihn aus.

So half ich mir, mich zu beherrschen, und schwieg, aber mein Etan beruhigte sich nicht und hörte nicht auf, wie ein Verrückter zu schreien. Sein Geschrei machte mich ganz schwindelig im Kopf, und mir war übel. Nu, ich war an solchen Lärm ja auch nicht mehr gewöhnt. In meinen Schläfen hämmerte es, aber ich wurde nicht ohnmächtig, ich setzte mich in der Küche auf den Stuhl, nahm Ventolin, um Luft zu bekommen, und hielt meinen Mund. Etan ging in sein Zimmer, um sich anzuziehen, dann kam er zu mir in die Küche, und wir tranken zusammen eine Tasse Tee. Bevor wir das Haus verließen, unternahm ich einen Versuch, alles wieder wie vorher sein zu lassen, und spülte Geschirr, aber die Teller fielen mir aus der Hand, und zwei zerbrachen.

»Komm, laß uns zu Sajtschik gehen, Mordechai wartet schon«, hörte ich Etan sagen. Und nur weil ich keine Kraft hatte, noch länger zu diskutieren, ging ich mit. Ich zupfte mein Kleid zurecht, strich mir das übriggebliebene Haar nach hinten, schminkte mir die Lippen und nahm eine festliche Tasche. Etan hatte schon ein Taxi für die Fahrt nach Kiriat Scha'ul bestellt, und auf dem ganzen Weg schauten wir aus dem Fenster, jeder auf seiner Seite. »Der Sommer ist vorbei, Rosch Haschana haben wir hinter uns, auch den Jom Kippur, und jetzt

ist Sukkot«, sagte der Fahrer, als wären wir Touristen. Im ersten Moment erschrak ich, weil ich gar nicht mitbekommen hatte, wie die Feiertage vorbeigegangen waren. Ich verstand, daß ich in der ganzen Zeit in meiner Wohnung gewesen war, allein mit der Dunkelheit. Auf der Straße zogen kleine Kinder Laubzweige hinter sich her, und obwohl Etan neben mir saß, sah ich auch ihn, wie früher, mit seinen kleinen mageren Händen Zweige zur Laubhütte ziehen.

Ich liebte den Geruch des Jutestoffs, den ich jedes Jahr für unsere Laubhütte aufhob, den Geruch des Klebstoffs von den Papiergirlanden, die ich zu ihrem Schmuck herstellte, und ich spürte, wie mein Herz heftig klopfte. Ich erinnerte ihn daran, daß ich die einzige Mutter gewesen war, die ihm drei volle Mahlzeiten in die Laubhütte gebracht hatte. Etan lächelte und sagte, daß er das nie vergessen würde, denn mein Essen hätten damals die Katzen gefressen, die Hunde und die Vögel. Obwohl das vor vielen Jahren passiert war, wurde ich wütend, weil er Essen vergeudet hatte, aber ich sagte kein Wort, denn ich sah, daß er bei dieser Erinnerung lächelte, und ich wollte ihm die gute Laune nicht verderben. Als wir in Kiriat Scha'ul ankamen, wartete Mordechai schon am Eingang auf uns. Er hatte einen riesigen Strauß roter Nelken in der Hand.

»Leale«, sagte er lächelnd und umarmte mich, wie ich es nicht mochte, er drückte mich immer so fest, daß ich hinterher zum Orthopäden gehen mußte, um nachschauen zu lassen, ob er mir keine Rippen gebrochen hatte. Dann klopfte er Etan auf die Schulter, wie er es früher bei Sajtschik getan hatte, aber plötzlich liefen ihm Tränen aus den Augen. »Ich weiß, daß Sajtschik allen fehlt«, sagte er, »aber uns dreien fehlt er am meisten.« Ich wollte nicht streiten, deshalb sagte ich: »Ja, das stimmt.«

Zum ersten Mal in meinem Leben lächelte er mich an, als wolle er sich bei mir bedanken, dann weinte er wieder. Als wir

am Grab ankamen, hörte auch mein Etan nicht auf zu weinen. Zu dritt standen wir vor dem Schild mit Sajtschiks Namen und dem Sterbedatum, mit den Blumen – zwei weinende Männer und ich, nur meine Augen blieben trocken.

Langsam und geduldig arrangierte ich die roten Nelken, die Mordechai mitgebracht hatte, auf Sajtschiks Grab. Inzwischen hatten sie aufgehört zu weinen, und auch ihre Geduld war zu Ende, denn sie liefen, ohne mir ein Wort zu sagen, nun wieder mit großen Schritten Richtung Tor. Als ich mit den Blumen fertig war, folgte ich ihnen so langsam wie eine Schildkröte, denn auf dem Friedhof habe ich immer viel Zeit und beeile mich nie, von dort wieder wegzugehen, wohin auch immer.

Auf dem Friedhof war es still, es waren keine anderen Menschen da, nur hohe Bäume, die sich sanft hin- und herwiegen und in mir die Vorstellung weckten, daß die himmlischen Engel die Zweige bewegten, um den Toten einen Hauch von Leben zuzufächeln. Etan und Mordechai waren weit vor mir und sprachen leise miteinander, trotzdem verstand ich jedes Wort. Sie sprachen über Geschäfte, als sei nichts passiert. Ich hörte, wie Etan fragte, wieviel ein Grabstein aus Marmor kosten würde, wer sich um das Testament kümmere und was man mit dem Friseursalon anfangen solle. Es sind noch keine dreißig Tage vergangen, es gibt noch keinen Grabstein, und sie machen schon Geschäfte, dachte ich und fühlte mich einsam.

Auch Etan kam mir plötzlich fremd vor. Als sie das Tor erreichten, hatte ich das Gefühl, als wüßten beide, wohin sie zu gehen hatten, nur ich nicht, ich wollte hierbleiben, mit Sajtschik, ich wollte endlich sterben. Etan schien zu spüren, was ich dachte, er nahm mich an der Hand und sagte: »Das Leben geht weiter.« Nur weil ich es noch nicht schaffte zu sterben, ging ich mit den beiden zurück.

Mordechai brachte uns mit dem Kibbuzauto nach Hause. Er kam mit uns hinauf in die Wohnung. Für mich war das zuviel, ich ging ins Bett. Aber sie nahmen keine Rücksicht auf mich, ihre Stimmen hinderten mich am Einschlafen. Ich lag in meinem Schlafzimmer und hörte, daß sie das Testament gefunden hatten. Mordechai sagte zu Etan, daß Sajtschik mir den halben Salon hinterlassen habe, und Mirale, die allein auf der Welt stand, ein Viertel. Über das letzte Viertel sprach er nicht.

Etan telefonierte mit dem Rechtsanwalt und dem Makler, und Mordechai, der sich vermutlich wie zu Hause fühlte, kochte für beide Kaffee mit Kardamom. Sie fragten nicht, was mit mir war, sie erkundigten sich nicht, ob ich auch etwas trinken wollte. Erst als Mordechai gegangen war, verließ ich das Bett. Etan sah zufrieden aus. Auf dem Tisch standen zwei Kaffeetassen, in der Wohnung roch es nach Kardamom. Ich hatte keine Kraft, zu schreien oder zu weinen, ich spürte, daß ich krank wurde.

»Mama«, sagte er, zum ersten Mal seit seiner Ankunft benutzte er diesen Namen, und das ließ mir einen Schauer über den Körper laufen. »Ich bin auf einen SOS-Ruf hergekommen. Ich habe gehört, daß du in einem gefährlichen Zustand bist, ich bin sofort ins erste Flugzeug gestiegen, deshalb habe ich noch nicht einmal Geschenke kaufen können.«

»Das ist nicht schlimm«, sagte ich und glaubte nicht, daß mein Sohn mir noch nicht einmal eine Tafel Schokolade auf dem Flughafen gekauft hatte.

»Aber ich habe dir eine Überraschung mitgebracht«, sagte er fröhlich, und dann, nach mehr als zwei Tagen, holte er Photos aus seinem Koffer.

Ich war aufgeregt. »Unsere Zwillinge sind so schön«, sagte ich und schämte mich nicht, zu betonen, daß sie Sruлик ähnlich sahen und daß ich hoffte, sie hätten nicht den Charakter und

den Verstand ihrer Mutter geerbt. Und ich erinnerte ihn wieder daran, daß ich, wenn Nancy nicht so kompliziert wäre, schon längst sechs Enkel hätte, von denen dann einer bestimmt Sruлик heißen würde. Mitten in meiner Rede stand Etan auf, um noch ein paar Anrufe zu erledigen. Dann sagte er, er habe noch eine Verabredung. Am Abend, so schlug er vor, könnten wir gemeinsam essen. Ich freute mich, daß er nichts von meiner geplanten Überraschung gemerkt hatte. Als er zur Tür hinausgegangen war, fing ich an, das Festessen vorzubereiten.

Gegen Abend war alles fertig. Ich hatte eine festliche weiße Tischdecke aufgelegt, auf die eine Seite der Kommode stellte ich eine Gedächtniskerze für Sajtschik, auf die andere die Photos der Enkel, als Hoffnung für die Zukunft und für die Gäste.

Ich hatte Blumen, aber es fiel mir schwer, sie auf den Tisch zu stellen, in der letzten Zeit erinnerten mich Blumen immer an Beerdigungen.

Ich deckte den Tisch mit dem schönsten Geschirr und mit bunten Servietten. Und damit wir auch etwas vom Laubhüttenfest merkten, hängte ich ein paar Papiergirlanden an die Wand und Glückwunschkarten für ein neues Jahr voller Frieden, Gesundheit und Erfolg, und auf den Tisch im Wohnzimmer legte ich die Alben mit den Photos von Etan, von Geburt an, und alle Zeugnisse ab der ersten Klasse. Etan rief an und sagte, er würde sich etwas verspäten, und ich nutzte die Gelegenheit, um die Gäste anzurufen und ihnen zu sagen, sie sollten etwas früher kommen, damit sie vor ihm da seien. Rosa sagte, sie würde vielleicht erst zum Nachtsch kommen, denn sie verließ das Haus nur in Notfällen, um Leben zu retten. Alle außer Rosa trafen beizeiten ein, elegant gekleidet, geschminkt und mit Handtaschen, als kämen sie zu einem Konzert.

Als Etan die Wohnung betrat und sie sah, war er derartig bewegt, daß er fünf Minuten oder vielleicht noch länger an der Eingangstür stehenblieb, ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu sagen.

Dorka ging zu ihm und sagte: »Etan, wir wissen, daß du ein ergebener und treuer Sohn bist.« Er lächelte wie ein kleiner Junge.

Dann sagte Guta zu mir, er sei wirklich groß und schon nicht mehr so dünn, und Zila fügte hinzu, zu seinem Glück sei er auch noch nicht glatzköpfig. Ich war so aufgewühlt, daß ich in die Küche ging, um ein bißchen durchzuatmen und um die Suppe zu holen. In der ganzen Wohnung verbreitete sich der Duft von frischem Brot und Suppe, und das gab mir ein angenehmes Gefühl. Etan setzte sich an den Tisch. Er erzählte ihnen, daß er im Finanzgeschäft tätig sei und wunderbare Kinder habe. Sie betrachteten die Photos, und ich war hoch zufrieden. Zila sagte, die Augen der Kinder würden sie an Srulik erinnern, alles in allem würden sie aber mir ähnlich sehen. Ich hatte den Eindruck, daß Etan sehr hungrig war. Er aß schnell seinen Teller Suppe leer. Dann entschuldigte er sich und ging in sein Zimmer.

Als wir zum Hauptgericht kamen, telefonierte Etan noch immer mit Nancy.

»So ist das eben«, sagte ich zu den Gästen. »Sie weiß genau, wann sie anrufen muß, um zu stören.« Zum Nachtsch kam Etan wieder zurück. Das Essen war so gut und die Stimmung so angenehm, daß unsere Gäste ihm keine Fragen stellten.

Aber aus den kleinen Andeutungen wurde mir klar, daß Dorka und Guta ihn in Amerika angerufen hatten, um ihm zu sagen, daß ich in einem schrecklichen Zustand sei. Erst da verstand ich, warum Dorka gesagt hatte, er sei ein ergebener und treuer Sohn. Bevor sie weggingen, rief Nancy noch einmal an.

Ich nutzte die Gelegenheit, um Dorka und Guta für ihre Fürsorge zu danken, aber beim nächsten Mal sollten sie meinen Etan nicht beunruhigen, schließlich habe er Familie, er habe kleine Kinder und müsse arbeiten, und er könne nicht einfach mal schnell hierherkommen. »Man muß sich um seine Mutter kümmern«, sagte Guta zu Etan, bevor sich alle verabschiedeten. »Ich habe einen Plan«, antwortete er höflich. Etan half mir, den Tisch abzuräumen. Zusammen spülten wir das Geschirr. Erst dachte ich, er sei etwas angespannt, aber im weiteren Verlauf des Abends fragte er mich, was ich zu tun gedächte, wenn er wieder in Amerika wäre. »Sterben«, antwortete ich.

Etan erschrak nicht. »Und was möchtest du tun, bis du stirbst?« fragte er.

»Ich möchte einen Hund«, antwortete ich. Etan war begeistert von dieser Idee. »Ich habe morgen vormittag Zeit«, sagte er. »Wir gehen zusammen zum Tierheim oder zur Tierklinik und kaufen dir einen Hund.« Die ganze Nacht fand ich keinen Schlaf. Ich sah immer Tanjas Rexi vor mir.

»Rexi, hör zu«, hörte ich sie sagen und versuchte es auch: »Rexi, hör zu«, »Rexi, hör mir zu«. Ich stellte mir vor, wie ich mit Rexi durch die Straßen gehe, ich bleibe mit ihm unter dem Maulbeerbaum stehen, treffe unterwegs Mirale, ich höre, wie der Rowdy nach Dalia pfeift, wie Frau Madame singt, und habe das Gefühl, als würde ein neuer Rexi alles zurückbringen, was vorbei war, und mir tat das Herz weh.

Ich schlief vielleicht eine Stunde. Am Morgen konnte ich mich kaum auf den Beinen halten, aber ich wollte Etan nicht enttäuschen, ich sah, wie sehr er sich freute. Deshalb zog ich mit ihm los, um einen Hund für mich zu kaufen. Zuerst gingen wir zu seinem Freund Dr. Ofer, dem Tierarzt, der mit ihm in Amerika gewesen war. Ofers Mutter hatte mehr Glück als ich, denn ihr Ofer war nach Israel zurückgekommen.

Etan erzählte mir, er habe immer davon geträumt, einen Hund zu haben, deshalb sollte der Hund jetzt wenigstens in seinem Zimmer wohnen. »In Amerika«, sagte er, »ist es schwer, einen Hund zu halten.«

»Auch Kinder kann man in Amerika schwer halten«, sagte ich. Er antwortete nicht, deshalb wußte ich, daß ich recht hatte, denn immer, wenn ich recht hatte, wußte er nicht, was er mir entgegnen sollte.

In der Tierklinik stank es so sehr, daß ich es kaum schaffte, mir die Hunde anzuschauen. Die Ärmsten saßen in kleinen Käfigen, und alle sahen krank aus. Es gab einen Hund, der bellte, als sei er eine Hündin, ein anderer hinkte. Ich begann zu weinen.

»Keiner hier sieht Rexi ähnlich«, sagte ich leise zu Etan, um ihm keine Schande zu bereiten.

Etan war nicht böse. Er lächelte und erklärte dem Tierarzt, ich hätte einen ganz speziellen Hund im Kopf. Der nette junge Tierarzt schlug uns vor, zum Tierheim zu fahren. Unterwegs erkundigte sich Etan danach, wie es seinen Freunden ging. Er interessierte sich dafür, wer es im Leben zu etwas gebracht hatte, wer im Viertel geblieben war, ob ich einige von ihnen manchmal traf. Und er erzählte mir, er habe ein paar Jahre lang Kontakt mit Dalia gehabt, er sei bei der Ausstellung von Chemda Pschigurski gewesen, der Tochter des Leihbüchereibetreibers, die in Amerika Photographin geworden war, und auch Jaffa, die Haarwäscherin, habe er einmal mit ihrem Pe'er getroffen. »Schließlich waren wir wie eine große Familie«, sagte er plötzlich, und mir blieb von diesem Satz ein guter Geschmack im Mund.

Wir kamen im Tierheim an. Schon am Tor hörte ich das Bellen. In jedem Käfig waren ein paar Hunde. Erst da verstand ich, daß die Hunde in der Tierklinik ein Luxusleben führten. Ich war wie gelähmt und konnte mir keinen auswählen. Ich

erklärte dem Mädchen dort, daß ich einen Hund namens Rexi suchte, einen rothaarigen, kleinen Hund, keinen Rassehund, aber mit einem glatten, glänzenden Fell, einem weißen Kragen, Pfoten mit weißen Flecken, guten Augen und einem Lächeln, so einen Hund eben, wie Tanja, gesegnet sei ihr Angedenken, einen gehabt hatte. Sie schlug mir vor, in ein paar Tagen wiederzukommen. Etan wurde langsam gereizt. Ich kenne ihn, wenn er anfängt, im Kreis herumzulaufen, als habe er es eilig. »Mama, was willst du?« fragte er mich. »Nach Hause«, antwortete ich, »ich will jetzt nach Hause.« So kehrten wir ohne Hund nach Hause zurück. Etan schlug vor, ich solle mich ein bißchen ausruhen, er habe ohnehin noch etwas zu erledigen. Abends kam er mit einem breiten Lächeln zurück. »Du hast viel Geld«, sagte er. »Jetzt kannst du wählen – entweder du kommst zu uns nach Amerika, und wir kaufen dir eine kleine Wohnung in unserer Nähe, oder du kannst in ein Altersheim gehen.«

Ich dachte, es sei nicht der richtige Zeitpunkt, mit ihm zu rechten, und was die beiden Möglichkeiten betraf, brauchte ich nicht lange nachzudenken. »Ich bin bereit, ins Altersheim zu gehen«, sagte ich. Dann fing der Alptraum an.

Zwei Tage lang, von morgens bis abends, sah ich nur alte Leute, roch das stinkende Speisesaaleessen, wie ich es noch von früher kannte, vom Kibbuz. In den Fluren liefen Ärzte und Krankenschwestern in weißen Kitteln herum, um jemanden zu beatmen, und in der Pflegeabteilung sah man mehr Krücken und Rollstühle als Menschen. Von alldem wurde mein Herz starr, und ich bekam schreckliche Angst, aber Etan fand für jedes Heim gute Gründe, mich dort zu lassen.

»Alle hier sprechen jiddisch«, sagte er im Wartesaal eines neuen Altersheims am Rand unseres Viertels. »Ja«, antwortete ich, »aber alle hier haben keine Zähne und reden Unsinn.«

Beim zweiten Heim, im Norden von Tel Aviv, erklärte er mir, hier wohne die High Society.

»Das ist auch das Heim von Frau Pfeffer«, fügte er fröhlich hinzu, um mich zu überzeugen.

Ich schwieg. Mit eigenen Augen sah ich, daß sie vielleicht zur High Society gehört hatten, aber jetzt waren sie schon mit einem Bein im Grab. Aber ich hatte weder Kraft noch Lust, das laut auszusprechen.

In diesem Heim lief mir auch ein runzlicher Alter nach. Etan war ganz begeistert, aber ich sagte sofort, daß ich weder Sruлик noch Sajtschik austauschen wollte. »Ich bin fertig mit Männern«, sagte ich, die Worte gingen mir spitz und glatt über die Lippen.

Er versuchte es mit einer Schmeichelei: »Aber sie sind noch nicht fertig mit dir, glaube ich, und dann hättest du wenigstens noch jemanden, der bei dir wäre.« Er meinte, es wäre am besten, wenn ich in diesem Heim bliebe. Dort hätte ich einen großen Garten mit einem grünen Rasen, es gab Bänke zum Ausruhen, und der Speisesaal war wie in einem Hotel.

»Nu?« fragte er in der Hoffnung, ich würde mich endlich fügen, und ich, vor lauter Niedergeschlagenheit, hätte fast zugestimmt, dort zu bleiben, aber dann bat mich die Sekretärin zu einem Gespräch mit dem Direktor. In einem prächtigen Zimmer, auf einem hohen Stuhl, saß irgend so ein Angeber mit Anzug und Krawatte und sprach nur mit Etan, als wäre ich verblödet. »Bei uns«, sagte er stolz zu ihm, »gibt es Aufnahmekriterien.« Er legte einige Papiere auf den Tisch, und gleich das erste war ein Fragebogen: Vorname, Familienname, Geburtsjahr und so weiter. Als ich diesen Fragebogen sah und hörte, daß es Aufnahmekriterien gab, wußte ich, daß das bestimmt nichts für mich war.

Mir wurde am ganzen Körper heiß, und ich spürte eine heftige Übelkeit in mir aufsteigen, und gleichzeitig hörte ich,

wie Etan dem Direktor half, den Fragebogen auszufüllen. Name – Lea Bittermann Name des Vaters – unbekannt Name der Mutter – unbekannt Geburtsdatum – unbekannt Geburtsland – unbekannt Schulbildung – keine.

Das hatte mir noch gefehlt. Jedesmal, wenn ich einen derartigen Fragebogen ausfüllen muß, bin ich danach ein paar Tage lang tot, ich ersticke vor Scham, daß ich noch nicht einmal weiß, wer ich bin, und dann bekomme ich starke Bauchkrämpfe, die mir einen saueren Geschmack im Mund machen, als wäre alles in mir verfault, und ich bleibe mit dieser Übelkeit zurück und kann mich noch nicht einmal übergeben.

Danach schrie ich Etan an, weil er es überhaupt zugelassen hatte, daß mich jemand mit solchen Fragen prüfen wollte. Aber mein Etan war ein Dickkopf, er gab nicht auf. Er fand heraus, daß es ein neues Altersheim direkt am Meer gab.

Wie Touristen fuhren wir mit einem Taxi zu diesem neuen Altersheim am Meer.

Als wir dort ankamen, wurden wir von einer jungen Sozialarbeiterin empfangen, die erklärte, dies sei kein Altersheim, sondern eine Seniorenwohnanlage für selbständige, aktive Menschen. Sie brachte mich ganz durcheinander mit ihrem Gerede von Sportclubs, Aktivitätskreisen und kreativen Menschen. Sie hörte überhaupt nicht auf zu reden. Ihre Stimme machte mich nervös, und bei ihren Beschreibungen dachte ich für einen Moment, das wäre der richtige Platz für Nancy.

Um keine beleidigende Bemerkung zu machen, betrachtete ich das Meer und dachte, vielleicht wäre es am besten, von hier zu fliehen. Ich dachte, vielleicht war mein ganzes Leben hier ein Irrtum und ich muß in mein eigenes Land zurückkehren, zu dem Ort, an dem ich geboren bin. Wieder kam mir der Gedanke, daß ich dort vielleicht eine Familie hätte, daß mich

dort vielleicht jemand suchte. Während ich darüber nachdachte, hörte ich auch das Gespräch zwischen Etan und der Sozialarbeiterin. »Überzeugen Sie mich«, sagte sie zu ihm, »daß Ihre Mutter in unsere Seniorenwohnanlage paßt.« Er saß ihr gegenüber, aufrecht und selbstsicher, und sagte, ohne auch nur einen Moment zu zögern: »Es lohnt sich für Sie, meine Mutter aufzunehmen, sie ist eine starke und fleißige Frau, über dreißig Jahre lang war sie die beste Maniküre in unserem Viertel.«

Ich spürte, daß er stolz auf mich war. Allein deshalb hatte es sich gelohnt, zwei Tage mit der Suche nach einem Platz im Altersheim zu verbringen. Doch als wir wieder draußen waren, verstand Etan, ohne daß wir noch ein Wort darüber verloren, daß ich zu Hause wohnen bleiben würde.

Ich zählte die Tage von Etans Ankunft an, aber ich hatte Angst, ihn zu fragen, für wie lange er gekommen war. Ich hörte, wie er zu Mordechai sagte, er würde so lange bleiben, bis die Dinge alle geordnet seien. Ich wußte nicht, welche Dinge er meinte, aber ich hoffte, daß sie sich nur langsam ordnen ließen, vielleicht würde er Amerika dann ja vergessen. Er hatte auch einige geschäftliche Termine und führte viele Telephonate, die seine Arbeit betrafen, aber ich hörte nur dann zu, wenn er mit Mordechai telefonierte.

Jedesmal, wenn Mordechai anrief, konzentrierte ich mich, um jedes Wort ihres Gespräches mitzubekommen. »Du hast den Salon für einen sehr guten Preis verkauft«, sagte Etan zu Mordechai bei einem ihrer Telephonate. Auf der Stelle setzte ich mich hin und konnte mich nicht mehr rühren. Das ganze Haus schwankte, die Bilder an den Wänden zitterten, der Fußboden schaukelte von einer Seite zur anderen, nur ich saß wie ein Stein auf dem Stuhl. Etan legte den Hörer auf und

sagte erfreut: »Wir haben den Friseursalon verkauft. Du kannst dir von dort alles holen, was du möchtest.«

Er schien überhaupt nicht zu merken, daß sich der Raum drehte.

In dieser Nacht bekam ich hohes Fieber. Dr. Wollmann gab mir Valium und Aspirin und erklärte Etan, daß das eine traumatische Reaktion sei.

Ich brachte kein Wort heraus, mein Mund war stumm geworden, und in meinem Kopf hatte ich Schmerzen, die wie Feuer brannten. In der Nacht machte ich kein Auge zu. In den Zimmern brannte Licht, mein armer Etan legte mir bis zum Morgen immer wieder nasse Handtücher auf die Stirn. Am nächsten Morgen sagte Etan all seine Verabredungen ab, nur Mordechai bat er, zu uns zu kommen. Ich wollte ihr Gespräch unbedingt belauschen, aber vor lauter Schwäche und Fieber schlief ich kurz vor Mordechais Eintreffen ein.

Als ich aufwachte, saßen Etan und Mordechai noch in der Küche.

Ich blieb im Bett liegen, mit geschlossenen Augen, und wie in einem schlechten Traum hörte ich im Hintergrund Mordechais Stimme.

Er erzählte Etan, wie die Jewish Agency ihn beauftragt hatte, nach Europa zu reisen und Waisenkinder zu suchen. Dann erzählte er mit lauter Stimme, vielleicht, damit ich es auch mitbekam, wie er durch Polen gefahren war und jüdische Kinder gesucht hatte. Dabei hörte er sich sehr selbstzufrieden an.

Seine Stimme blieb in meinem Kopf hängen, und bis heute erinnere ich mich an jedes Wort, das Mordechai zu Etan gesagt hat. »Am Eingang zu einem armseligen Waisenhaus, das nach Schimmel stank, ganz in der Nähe von Krakau, warteten im Flur drei Jungen auf mich. Als sie mich sahen, sprangen sie auf. ›Sie sind gekommen, um uns nach *Erez-Israel* zu bringen,

ins Land Israel!« Sie rannten in ihre Zimmer, um die paar Sachen zu holen, die ihnen gehörten, ein Handtuch, Wäsche und irgendeinen Mantel, den man ihnen als milde Gabe geschenkt hatte, und bis sie zurückkamen, erzählte mir die Heimleiterin, eine polnische Frau, die ihren Namen nicht nennen wollte, habe vor längerer Zeit schon ein armes jüdisches Mädchen hergebracht, das nichts besitze, auch keine Dokumente. Sie sei vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, würde aber viel jünger aussehen, und niemand sei nach dem Krieg gekommen, um sie abzuholen.«

Er schwieg kurz, dann fuhr er fort: »Ich erinnere mich an den Moment, als ich sie das erste Mal sah. Sie saß hinten im Flur, mager, durchsichtig, blaß und zusammengesunken, mit zwei blonden, fast weißen Zöpfen, schönen, langen Zöpfen. Als die Heimleiterin sie rief, sprang sie vom Stuhl auf, als habe man sie aus einem Traum aufgeweckt. Ich hätte sie am liebsten umarmt, weil sie so zerbrechlich aussah, und beschloß sofort, sie mitzunehmen. In der Tasche, die mir die Heimleiterin gab, waren keine Kleider, keine Ausweise und keine persönlichen Gegenstände. So, ohne alles, nur mit dem Namen Leale, brachte ich sie hierher. Die drei Jungen, die ordentliche Dokumente hatten, gingen zu Verwandten, die wir für sie in Israel hatten ausfindig machen können. Deine Mutter nahm ich mit zu mir. Ich dachte, im Kibbuz würde es ihr gutgehen, aber diesen traumverlorenen Blick hat sie behalten.« Mordechai seufzte. »Deine Mutter blieb traurig. Nachts lief sie im Kibbuz herum, und zu allen, die sie traf, sagte sie, bald würde jemand kommen, um sie abzuholen. So kam ich auf die Idee, daß Srulik sie zu sich ins Viertel holen sollte. Er hatte eine gute Frau verdient, und sie würde vielleicht zur Ruhe kommen. Und wirklich, nachdem Srulik sie zu sich genommen hatte, war sie, glaube ich, endlich glücklich.«

Die Tränen liefen mir aus den Augen wie aus einem kaputten Wasserhahn, und aus meinem Herzen kamen Schmerzenslaute. Ich hatte Angst, sie könnten mich weinen hören, denn ich wollte, daß sie weitersprachen. Während Mordechai erzählt hatte, hatte ich die polnische Frau vor Augen gesehen, das Heim, und Srulik und Sajtschik, die mich gerettet hatten.

Etan fragte: »Und du, Mordechai, hast du nach dem Krieg noch jemanden gefunden?«

»Niemand ist geblieben, nichts, alle waren gegangen, die ganze Familie, das ganze Städtchen, es war keiner mehr da außer deinem Vater, er ruhe in Frieden«, antwortete Mordechai. »Für mich seid ihr, du und deine Eltern, meine Familie«, sagte er nach einem langen Schweigen. Und dann fügte er mit tränenerstickter Stimme hinzu: »Und es gab auch Sajtschik.«

Ich war geschockt. Ich wußte, daß er im Kibbuz eine Frau und zwei Kinder hatte, ich wußte allerdings auch, daß ihre Ehe nicht besonders gut war, ich wußte sogar, daß sie sich getrennt hatten, aber trotzdem waren sie eine Familie, und nun erwähnte er sie noch nicht einmal. »Auch ich«, sagte Mordechai zu Etan, »bin im Kibbuz nie wirklich zurechtgekommen, bis heute warte ich auf eine Nachricht, daß trotz allem jemand von meiner Familie am Leben geblieben ist.«

Danach sprach er kurz über Sajtschik. Ich verstand, daß auch für ihn, so wie für mich, Sajtschik *a mentsch* gewesen war.

Und dann schwiegen sie, bis Mordechai schließlich fragte: »Und wie ist dein Leben?«

Mein Etan holte tief Luft und sagte: »Ehrlich gesagt, ich kann nicht klagen.«

»Wie geht es Nancy?«

»Nancy ist mein Rettungsanker«, sagte Etan. Nancy ist mehr ein Anker als eine Rettung, sagte ich zu mir. Etan sprach

weiter: »Weißt du, sie ist eine Frau ohne Klagen und Forderungen, sie weiß immer, was sie sagen, kaufen und kochen soll, sie ist eine wunderbare Mutter, sie ist ein Mensch mit viel Freude, und das wichtigste ist, sie macht mir niemals wegen irgend etwas Schuldgefühle.«

Dummkopf, dachte ich, selbstverständlich hat sie keine Forderungen, sie hat doch alles, was sie will. Und klar, daß sie fröhlich ist, sie hat sich einen wunderbaren Ehemann geschnappt. Und natürlich versteht sie es, einzukaufen, aber Geld verdienen und hart arbeiten, das ist wirklich nichts für sie. Und warum sollte sie dir auch Schuldgefühle machen, was kann man dir schon vorwerfen, außer daß du zu gut zu ihr bist. Das hätte ich am liebsten laut herausgeschrien, aber obwohl ich hohes Fieber hatte, war mir klar, daß es nicht schön ist, sich so zu benehmen. Plötzlich, ohne danach gefragt worden zu sein, sagte Etan: »Schade, daß meine Mutter eine solch obsessive Abneigung gegen Nancy hat.«

Ich beschloß, gleich nach Mordechais Weggehen Etan ein für allemal zu erklären, daß ich überhaupt nichts gegen Nancy habe, Nancy ist bestimmt eine gute Frau, aber für einen anderen Mann. Ich habe nichts gegen sie, aber ihretwegen, nebbich, lebt er in Amerika, und schließlich bin ich die einzige auf der ganzen Welt, die für ihn da ist. Ich weiß, daß es schwer ist, in einem fremden Land zu leben, ich glaube, ihm steht etwas Besseres zu, er hat es verdient, hier zu leben, in der Nähe seiner Mutter und in der Nähe seiner Freunde, der Mensch muß dort leben, wo er eine Mutter hat, wo er Familie hat. Wenn man mir heute sagen würde, ich hätte eine Mutter am anderen Ende der Welt, würde ich auf der Stelle zu ihr gehen, wenn es sein müßte, auch zu Fuß. Ich finde nicht, daß man für irgendeine fremde Frau auf seine Mutter verzichten sollte.

Meine Gedanken hinderten mich daran, alles mitzubekommen, was sie in der Küche sprachen. Doch ich war sicher, daß ich Mordechai zu Etan sagen hörte: »Du hast es verdient, daß es dir so gutgeht, wie es einem nur gehen kann auf der Welt.«

Hierin stimmte ich Mordechai ausnahmsweise einmal zu. Dann machte Mordechai wieder seinen schrecklichen Kaffee mit Kardamom. Sie unterhielten sich über Geschäfte, über Fußball, über Politik, über Flüge ins Ausland und andere Dinge, die mich nicht besonders interessierten, aber zum Glück hörte ich trotzdem zu, denn plötzlich fragte Etan Mordechai: »Also, was willst du aus dem Friseursalon haben?«

Mordechai antwortete ihm: »Ich bringe es nicht übers Herz, von dort irgend etwas mitzunehmen. Aus Sajtschiks Wohnung habe ich schon alles mitgenommen, was mir teuer ist.«

Ein Kibbuznik, der das Geld liebt, dachte ich. Irgendwie schaffte es Mordechai immer, mich zu ärgern. »Und was willst du vom Salon mitnehmen?« fragte er Etan.

»Es gibt da einen kleinen Kamm, weiß und durchsichtig. Sajtschik hat mir erzählt, daß er ihn aus Frankreich mitgeschmuggelt und während des Krieges versteckt hat, nur mich hat er mit diesem Kamm gekämmt. Ich muß schauen, wo er ihn hingelegt hat.«

Von allen Dingen ist es das, was er im Kopf hat? Ein alter, zerbrochener Kamm aus Auschwitz? Ich wunderte mich über meinen Etan, beschloß aber, mich nicht einzumischen, ich war sowieso schon halb tot von der ganzen Sache.

Plötzlich wandte sich Etan in einem völlig anderen Ton an Mordechai. »Mordechai«, sagte er, »ich habe eine Bitte an dich. Ich möchte, daß du dich um meine Mutter kümmerst und daß du mich auf dem laufenden hältst, wie es ihr geht. Ich verlasse mich nicht unbedingt auf ihre Freundinnen.« Wie kommt Etan auf solch eine idiotische Idee? fragte ich mich.

Ausgerechnet Mordechai, das hat mir gerade noch gefehlt. Mein Blut begann zu kochen, und ich konnte mich nur mit dem Gedanken beruhigen, daß ich so oder so bald sterben würde. Ich klammerte mich trotzdem am Bett fest, damit ich nicht vor lauter Nervenanspannung hinausfallen würde.

Etan konnte offenbar auch auf diese Entfernung meine Gedanken lesen, er sagte zu Mordechai, er wolle nach mir schauen. Mordechai hatte bestimmt Angst, daß es mir besserginge, deshalb sagte er zu Etan, er müsse jetzt aufbrechen. Mordechai verließ die Wohnung. Etan kam in mein Zimmer, und ich stellte mich schlafend, ich weiß auch nicht, warum.

Als ich aufstand, ging ich in Etans Zimmer. Er packte schon seinen kleinen Koffer.

»Ich habe viele Dinge erledigt«, sagte er, nachdem er sich erkundigt hatte, wie es mir gehe. »Ich will schauen, ob ich für morgen einen Flug bekomme. Es hängt aber davon ab, wie du dich fühlst, ich lasse dich nicht krank zurück.« Ich wußte nicht, was ich fühlen oder antworten sollte, und ging ins Bett zurück.

Etan machte mir eine Kleinigkeit zu essen und zu trinken und brachte es mir auf einem Tablett. »Gibt es etwas, was du aus dem Friseursalon haben möchtest?«

»Sajtschik«, antwortete ich. »Was willst du zur Erinnerung?« fragte er gereizt. »Die Erinnerungen.«

»Genug!« rief er. »Hör schon auf mit den Erinnerungen! Wann wirst du endlich einmal fröhlich sein? Das Leben ein bißchen genießen, dir die Zeit angenehm vertreiben, einkaufen gehen?«

»Glaubst du, ich wäre Nancy?« entfuhr es mir unwillkürlich.

»Es wäre gut, du würdest etwas von ihr lernen«, sagte er, dann ging er in sein Zimmer und rief ein Reisebüro an. Ich folgte ihm.

»Von mir gehst du nicht ohne Geschenke weg«, sagte ich. Ich holte ein Nagellackfläschchen aus dem Schrank, ein Nageletui und ein elegantes Täschchen, das wirklich noch wie neu aussah. »Das ist für Nancy«, sagte ich. Dann nahm ich zwei Enzyklopädiebände aus dem Regal, für die Kinder. »Und für dich«, sagte ich, ohne großes Nachdenken, »habe ich eine Überraschung. Das Geld, das ich von Sajtschik bekommen habe, bitte ich dich, auf der Bank einzuzahlen, für die Ausbildung meiner Enkel. Ich möchte, daß du die ganze Summe auf ein Sperrkonto legst, für die Universität.«

Etan wurde ganz schwach zumute.

»Danke, Mamale«, sagte er, »aber ich brauche wirklich nichts.«

Ich freute mich, daß er betroffen zu sein schien. »Mama«, sagte er nach einigen Sekunden, »morgen fahre ich weg, ich habe gedacht, daß wir beide vor meiner Abfahrt noch in ein gutes Restaurant gehen.«

»Und was ist mit meinem Essen?« fragte ich ihn. »Hat dir irgend etwas nicht geschmeckt?«

»Mama, du bist krank«, sagte er. »Ich will nicht, daß du dir Arbeit machst. Und außerdem möchte ich dir auch einmal eine Überraschung bereiten.«

Obwohl ich mich hübsch anzog, sah ich aus, als sei ich gerade der Shoah entkommen, mager, alt und blaß. Ich versuchte den Eindruck zu verwischen, wie Ida es getan hätte. Ich schminkte meine Lippen, lackierte mir die Nägel rot, legte Glitzerschmuck an und nahm die hochhackigen Schuhe, wie damals, bei Nebbich-Jaffas Hochzeit. Am Abend gingen wir zu einem Snoblokal in Tel Aviv.

Etan trug einen Anzug und Krawatte, er sah aus wie ein Prinz.

»Was für ein Glück Nancy hat«, sagte ich. »Mama, genug, fang nicht wieder davon an«, bat er, und ich versprach es ihm.

Hinten im Taxi saß ich dicht neben Etan. Auch heute ist mein Etan noch ein schöner junger Mann, dachte ich, seine Haare sind voll, wie bei Srulik, und er hat eine weiße, reine Haut wie ich. In Amerika macht er Krafttraining, deshalb hat er jetzt ein bißchen Muskeln. Bei mir war er zarter, er ging nicht barfuß und lief nicht auf Sand herum, er war, alles in allem, ein gutes Kind. Ich fühlte, daß nur ich ihn kannte, nur ich erinnerte mich daran, wie er als Säugling gerochen hatte.

Etan war nie ein verwöhnter Junge. Er war immer fleißig. Sofort nach dem Militärdienst arbeitete er und sparte viel Geld, um nach Amerika zu fahren, er wollte sein Englisch verbessern, bevor er zur Universität ging. Doch aus den Briefen, die er mir von dort schickte, verstand ich noch vor ihm, daß er sich sowohl in Nancy als auch Amerika verliebt hatte. Und jedesmal, wenn ich ihm mitteilte, daß ich in Israel eine Braut für ihn gefunden hätte, und ihn fragte: »Nu, wann kommst du wieder zurück?«, antwortete er: »Mama, genug«, bis er eines Tages mit Nancy ankam. »Ich möchte dir meine Frau vorstellen«, sagte er fröhlich, ohne Vorwarnung. »Nancy Steinreich.« Ich sagte nichts, aber ich weinte drei Tage und drei Nächte, denn ich erkannte vom ersten Moment an, daß sie ihn nicht mehr aus ihrem Griff lassen würde. Zum Glück hatte ich Sajtschik. Er beruhigte mich und sagte: »Leale, *majn kind*, laß den Jungen, er muß seinen eigenen Weg gehen, und du bist nicht allein, du und ich, wir sind wie eine Familie.«

Und so, dank Sajtschik, stand ich es durch. Als wir mit dem Taxi fuhren, spürte ich die ganze Zeit, daß Sajtschik bei uns war. Es war mir Etan gegenüber nicht angenehm, daß ich Sajtschik mehr geliebt hatte als Srulik, seinen Vater, ich wollte nicht, daß er darunter litt, deshalb erzählte ich ihm, wie sehr ich Srulik geliebt hatte. Ich erzählte ihm auch, wie Mordechai mich damals hierher ins Land gebracht hatte, von meiner schweren Zeit im Kibbuz und am Schluß auch von Mordechais

Familie, von seiner Frau Ruchama und seinen beiden Kindern. »Und du bist naiv«, sagte ich mit plötzlichem Mut zu ihm. »Du hast mir gesagt, daß Mordechai mit Sajtschik verheiratet war.«

»Ja, ich weiß«, unterbrach mich Etan. »Er hat im Kibbuz wirklich ein paar Jahre lang mit einer Frau namens Ruchama und ihren beiden Kindern zusammengelebt, aber am Schluß hat sie ihn verlassen und ist zu ihrem Mann zurückgekehrt.«

Bestimmt machte ich ein Gesicht, das Etan erschreckte, denn er wechselte schnell das Thema und fragte mich, was war, bevor ich in den Kibbuz kam. »Ich erinnere mich nicht«, antwortete ich. »Wenn du willst, kannst du es mir erzählen«, sagte er. »Meine Erinnerungen fangen in einem Erdloch an, und dort werden sie auch bald aufhören«, sagte ich. Und da, zum ersten Mal während dieses Besuchs, umarmte er mich und sagte: »Letzten Endes bist du eine sehr starke Frau.«

In meinem Kopf herrschte vor lauter Aufregung ein Tohuwabohu.

Wir erreichten das Restaurant.

Draußen war es ein normaler Herbstabend, nicht besonders kalt und nicht besonders warm, ein leichter Wind war aufgekommen, der Abend hatte einen Geruch von Sauberkeit. Die Laubhütten um uns herum verliehen ihm etwas Feierliches.

Im Restaurant, einem eleganten Raum mit Blumen und Kerzen, saßen viele vornehme Leute, der Kellner trug einen schwarzen Anzug und eine weiße Schürze. Er sah für mich aus wie ein Pinguin, aber ich lächelte nur in mich hinein und sagte kein Wort.

Eigentlich habe ich seit Jahren unser Viertel nicht mehr verlassen, dachte ich, ich fühlte mich unbehaglich. Etan las die Speisekarte laut vor. »Was wünschen Sie?« fragte der Kellner. Ich verstand kein Wort von den Gerichten, die auf der Speisekarte standen.

Ich fragte Etan, was er gern hatte, und das bestellte ich. Ich hatte sowieso nicht vor, irgend etwas zu essen, deshalb sollte Etan wenigstens auch meine Portion genießen, dann müßte man sie nicht in den Mülleimer werfen. Ich sagte es nicht laut, aber vom ersten Moment an wußte ich, daß ich in diesem Restaurant allerhöchstens nach dem Essen einen Kaffee trinken würde, aber auch nur vielleicht.

Dann schaute ich auf die Preise, und mir verging auch die Lust auf Kaffee.

»Bist du verrückt geworden?« fragte ich ihn, als der Kellner verschwunden war. »Eine Portion von Nichts für Millionen, wieso bleibt dir das nicht im Hals stecken? Ich jedenfalls erstickte jetzt schon.«

Als uns das Essen zum Tisch gebracht wurde, verstand ich, daß in vornehmen Restaurants eine Geflügelsauce Fond heißt. Es möge ihnen wohl bekommen, aber meinem Etan sagte ich, er solle nicht vergessen, daß man so etwas auf jiddisch einfach *soss* nennt.

Dann erklärte mir Etan, daß das Hauptgericht Pasta Bolognese heiße.

Vielleicht ist das in Amerika Pasta, hier sind es *lokschn* mit Hackfleisch und Tomaten.

Als das Essen kam, das ich bestellt hatte, aß ich kaum davon. Ich probierte etwas und spuckte es in den Aschenbecher, der glücklicherweise auf dem Tisch stand. »Sag mal«, fragte ich ihn, »kocht deine Mutter nicht besser?«

»Am besten«, sagte er, »aber manchmal kann man auch etwas anderes essen.«

Ich glaube, es war ihm nicht angenehm. Er verstand, daß das Essen dort schrecklich war. »Das wichtigste ist die gute Absicht«, sagte ich. Auch Sajtschik hatte so etwas immer gesagt, um eine Situation angenehmer zu machen.

Auf dem Weg nach Hause war der Mond nicht zu sehen, nur die Straßenlaternen und die Schaufenster leuchteten in der großen Stadt. Tel Aviv war nachts voller junger Leute. Sie kamen mir wie Faulenzer vor, die alle Zeit der Welt zu haben schienen. Das Taxi, das uns nach Hause brachte, war neu und glänzend. Nur der Fahrer und ich waren alt. Wegen der vielen Staus in den Straßen kamen wir nur langsam voran, und Etan, der einige Minuten schweigend dagesessen hatte, wollte plötzlich wissen, wie mein letzter Tag mit Sajtschik im Friseursalon verlaufen war, jener Tag, an dem ich noch glaubte, Sajtschik und ich würden zusammen in Pension gehen und uns beide würden endlich gute Zeiten erwarten.

Es war noch früh gewesen, vielleicht halb sechs Uhr morgens. Ich hatte nicht ruhig schlafen können, deshalb war ich aufgestanden und in den Friseursalon gegangen. Dort setzte ich mich in den Drehsessel, den Sajtschik so liebte, schaute hinaus und sah ihn näher kommen. Wie immer sah er vornehm und elegant aus in seinem weißen Anzug. Er ging sehr langsam, und mir war klar, daß er schreckliche Schmerzen hatte, er verzog das Gesicht und biß sich auf die Lippe, ging aber weiter.

Ich sprach leise und fühlte, daß Etan mir aufmerksam zuhörte.

Als Sajtschik den Salon betrat, lächelte er mir zu. Es fehlte ihm sogar die Kraft, mir einen guten Morgen zu wünschen. Ich stand von seinem Sessel auf, und er setzte sich hin. Es war ein

warmer, feuchter Morgen. Im Friseursalon war es sehr hell. Sajtschiks Haut kam mir gelb vor. Ich machte einen Tee und legte Kekse, die er immer gern hatte, auf einen Teller, aber er wollte nichts. Er ruhte sich in seinem gepolsterten Sessel aus und schaute durchs Schaufenster nach draußen, und ich tat, als würde ich Zeitung lesen und beobachtete ihn im Spiegel. So saßen wir etwa eine Stunde, vielleicht sogar zwei. Mir drehte sich der Magen um, aber draußen, im Viertel, war alles wie immer. Wie jeden Morgen verließen die Leute um kurz nach sieben ihre Wohnungen und eilten zur Arbeit, die kleinen Kinder rannten zur Schule, Hausfrauen zogen los, um ihre Einkäufe zu erledigen, und Sajtschik schaute ihnen zu, und ich hatte das Gefühl, als sähe er andere Tage. Etan und ich saßen nebeneinander. Ich hörte seine schweren Atemzüge, und im Rückspiegel des Fahrers konnte ich ihn sehen. Er schloß die Augen, und ich erzählte weiter. Ich konnte die Stille im Friseursalon nicht aushalten, Nervosität breitete sich in mir aus, ich wollte Sajtschik fragen, welche Pläne er für die Zeit seiner Pensionierung habe, aber ich verstand, daß er keine Kraft hatte, mir zu antworten. Um mich ein wenig zu beruhigen und um Sajtschik nicht zu stören, wischte ich den Staub von den Tischen, fegte Haarreste aus den Ecken, polierte die Trockenhauben, räumte die Lockenwickler nach Größen geordnet in die Schubladen, wusch die Gummihandschuhe und die Kittel, die zum Färben benutzt wurden, faltete die weißen Handtücher zusammen und stapelte sie, füllte Shampoos und Cremes in Glasbehälter um, als hätte ich morgen einen weiteren Arbeitstag, als wäre Sajtschik gesund, als wäre alles normal. Ich riebt sogar die Spiegel und das große Schaufenster mit Zeitungspapier glänzend sauber.

Plötzlich tauchte auf der Straße vor dem Friseursalon ein junger Mann auf einem Motorrad auf. »Ein junger Mann will sich die Haare schneiden lassen«, sagte ich zu Sajtschik und

freute mich sehr. Für einen Moment schien Sajtschik keinen Schmerz mehr zu fühlen, er erhob sich. Der junge Mann stieg von seinem Motorrad und kam herein. Sajtschik betrachtete den Helm auf dem Kopf des jungen Mannes. »Haarschneiden?« fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten, forderte er den jungen Mann auf, den Helm abzusetzen. »Ich bin bei der Arbeit«, sagte der junge Mann und lächelte. »Aber vielleicht ein andermal.«

Erst da sahen wir, daß er einen riesigen Strauß roter Rosen in der Hand hielt.

»Es gibt kein andermal«, sagte ich zu ihm. Doch er überreichte Sajtschik die Rosen und verließ den Friseursalon wieder.

Sajtschik las mit leiser Stimme das Briefchen, das an dem Strauß hing: »Wir werden uns immer mit Liebe und Dankbarkeit an Dich erinnern, Jaffa und Pe'er Pfeffer.« Vom Fach über dem Waschbecken holte Sajtschik langsam und vorsichtig einen Glaskrug und stellte die Rosen hinein. Im Schildkrötentempo schnitt er die Stengel in gleicher Länge ab, atmete schwer und sog tief den Duft ein. Seine Hände zitterten schrecklich.

»Jaffa«, sagte ich jetzt, im Taxi, zu Etan, »hat Sajtschik jedes Jahr einen Strauß Rosen geschickt, immer am Jahrestag ihrer ersten Begegnung mit Pe'er im Friseursalon.« So erinnerten wir uns beide, Sajtschik und ich, an jenen Tag vor fast zwanzig Jahren, als Frau Pfeffer und Pe'er in den Friseursalon gekommen waren. Ich versuchte mit ihm zu sprechen, ihn an damals zu erinnern. Er schaute mich an, aber er sah müde und schwach aus.

Ein Glück, daß Frau Poliwoda mit einem halben Grillhähnchen und Limonade kam. »Damit er etwas ißt«, sagte sie zu mir.

Etan lächelte plötzlich. »Essen ist die beste Medizin«, sagte er. Ich antwortete nicht auf Etans Bemerkung, sondern sagte, daß es mir vorgekommen sei, als habe Frau Poliwoda Angst gehabt, Sajtschik anzuschauen, ihre Augen waren rotgeweint, und bestimmt hat sie auch gewußt, daß sie ihn mit einem Huhn und Limonade nicht vor dem Tod retten konnte.

Nach Frau Poliwoda erschien Dorka im Friseursalon. »Mach mir eine Maniküre«, sagte sie zu mir. Danach sprach sie mit Sajtschik, als wäre alles in Ordnung. »Und du«, sagte sie zu ihm, »machst mir heute noch einen Haarschnitt.« Sajtschik lächelte sie an und zog seinen kleinen Kamm heraus. Sie versuchte ihn zu ermutigen und fuhr fort: »Ein neuer Haarschnitt ist genau das, was ich heute brauche.« Als sie den Friseursalon verließ, schaute ich ihn an und wußte, was ihm durch den Kopf ging. Auch Ruben kam in den Friseursalon, aber er brachte kein Wort heraus, nur Tränen.

Herr Resistance erschien gegen Mittag. Es war das erste Mal, daß Sajtschiks Augen nicht anfangen, vor Stolz zu glänzen, wenn Herr Resistance in den Friseursalon kam. Sie setzten sich nebeneinander, schauten nach draußen und unterhielten sich auf französisch. Vielleicht sitzt Ida jetzt bei Gott und hört zu, dachte ich mir. Sajtschiks Französisch hörte sich für mich an wie Poesie. Vielleicht wird er eines Tages doch noch in Paris einen Salon aufmachen. Nu, Unsinn, sagte ich zu mir.

Ich glaube, Etan weinte, ich hörte, wie er die Nase hochzog. Ich hatte nicht den Mut, ihm in die Augen zu sehen, es fiel mir leichter, zu sprechen, wenn wir nebeneinander saßen, in einem Auto, das sich wegen der Ampeln und der vielen Staus kaum vorwärtsbewegte. Fast war es so, als würde ich mit mir selbst sprechen, aber ich wußte, daß Etan jedes Wort hörte.

Als Herr Resistance gegangen war, sah Sajtschik noch blasser aus, aber er beklagte sich nicht. Er stapelte die Terminkalender und die Kundenadressen auf einen Haufen. Während er die

Dokumente zusammensuchte, sah ich, daß Mietek vielleicht zehnmal am Friseursalon vorbeiging, aber er hatte nicht den Mut, einzutreten. Guta kam herein und machte mir mit der Hand ein Zeichen, daß sie später wiederkommen würde.

Etan schwieg, aber ich wußte, daß er genau verstand, wie Guta war, sie versprach immer etwas und hielt es nicht. Auch Fejge kam, um sich zu verabschieden, aber sie sprach kein Wort. Sie betrat den Friseursalon und ging gleich wieder.

Um die Mittagszeit waren wir wieder allein, nur er und ich. Von Zeit zu Zeit hatte er Schluckauf, er rang nach Luft, aber es gelang ihm trotz aller Anstrengungen nicht, normal zu atmen.

Als er aufstand, um zu gehen, sah ich, daß seine Beine geschwollen waren. Er konnte kaum noch laufen, fast wäre er zu Boden gestürzt. Ich reichte ihm die Hand. Er streichelte meine Hand und küßte sie zärtlich. Er fühlte sich heiß an, er hatte vielleicht vierzig Grad Fieber. Ich verbrannte innerlich, und diese Hautstelle fühlte sich noch viele Tage danach wie eine Brandwunde an. »Bestell mir ein Taxi«, bat er mich kraftlos. »Ich habe einen Termin in der Krankenkassenambulanz. Und mach dir keine Sorgen, *majn kind*, morgen werde ich endlich frei haben.« Als ich das Taxi gerufen hatte, ging ich nach hinten, ich wollte für Sajtschik den Ventilator anmachen, damit er ein bißchen Luft bekäme, bis zur Ankunft des Taxis, aber Micki, der Taxifahrer, der ihn immer abholte, war eine Minute später schon da.

Bevor Sajtschik hinausging, streichelte er den Spiegel und seinen Stuhl, er berührte sanft die Kasse und die große Shampooflasche.

Er versuchte auch, zu mir zu kommen, aber ich war ja noch ganz hinten im Friseursalon. Ich stand wie betäubt neben dem Ventilator, und vor lauter Anspannung hörte ich nicht eine Sekunde auf, den Staub von dem alten Ventilator zu wischen. »Der Ventilator ist sehr verstaubt«, sagte ich laut.

Meine Stimme erstickte, denn mir stand dieser Moment vor Augen, in dem Sajtschik den Friseursalon verließ. Es war mir unmöglich, auch nur einen Ton von mir zu geben, mir liefen nur die Tränen aus Augen und Nase. Etan reichte mir sein feuchtes Taschentuch. Wir wischten uns beide die Tränen ab.

Ich sah in den Spiegel und hatte den Eindruck, daß auch der Fahrer weinte, und da ließ sogar der Himmel seinen Tränen freien Lauf. Große Regentropfen fielen herunter, und die Scheibenwischer schafften es nicht, den Staub abzuwischen, er wurde zu Schlamm. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, alles um uns herum weine zu Ehren Sajtschiks.

»Verstehst du«, fuhr ich fort zu erzählen, »er ging, um zu sterben, und ich blieb dort und wischte Staub. ›Der Ventilator ist sehr verstaubt«, das war das letzte, was ich zu ihm sagte, ich habe es noch nicht einmal geschafft, mich von ihm zu verabschieden.«

Dieser Tag damals erstickte mich, trotzdem wollte ich, daß er nie enden sollte. Ich blieb bis nach Mitternacht im Friseursalon, ich lief dort herum, roch Sajtschiks Geruch, der an seinem Kittel hängengeblieben war, den Duft von Shampoo und Spray, den er so liebte, ich berührte die Terminkalender, die Notizbücher, die Spiegel, und ich sah, wie er mich anlächelte, auch nachdem er gegangen war. In der Nacht, als es schon dunkel war, hörte ich draußen ein Geräusch und hatte plötzlich furchtbare Angst, der Todesengel wäre gekommen, um Sajtschik im Friseursalon zu suchen.

Doch es war Ruben. Er kam, um mich abzuholen. »Sajtschik ist gegangen«, sagte er.

»Natürlich ist er gegangen«, sagte ich, »es ist mitten in der Nacht, der Friseursalon ist geschlossen.«

»Leale, Sajtschik ist von dieser Welt gegangen«, erklärte mir Ruben, und ich, genau wie damals, als dein Vater starb, fing an, wie verrückt zu schreien: »Hilfe! Mein Sajtschik ist

gegangen! Hilfe! Mein Sajtschik ist gegangen!« So weckte ich alle auf, und bis zum Morgen wollte ich nicht nach Hause gehen.

Am Morgen kam Mordechai in den Friseursalon. Bei Mordechai machte ich kein großes Theater. Zusammen schrieben wir mit einem schwarzen Stift auf einen großen Karton: »Wegen Todesfalls bleibt der Friseursalon geschlossen«, dann ging ich nach Hause. So ist es in meinem Leben, nach dem Tod kommt immer Mordechai.

Mein Etan hörte zu, den ganzen Weg lang hatte er schweigend zugehört, aber als ich von Mordechai anfang, mischte er sich plötzlich ein. »Mama«, sagte er, »Mordechai gehört zur Familie.«

In diesem Moment wußte ich, ehrlich gesagt, nicht, was ich antworten sollte. Ich beruhigte mich damit, daß ich mir sagte, eine Familie sucht man sich nicht aus.

Als wir zu Hause ankamen, wollte Etan noch ein bißchen in den Straßen zwischen den Laubhütten herumlaufen, wie ein Kind begeisterte er sich an dem Geruch des Laubes und des Herbstwindes.

»Alle Kinder hier sind neu, du wirst niemanden kennen«, sagte ich.

Wenn Etan nachts draußen herumlaufen will, weiß ich, daß er keine Ruhe hat.

»Mama, genug«, sagte er wütend. »Laß mich ein bißchen allein sein.«

»Ich habe vor, dich sehr bald allein sein zu lassen«, antwortete ich.

Ich glaube, er hörte es nicht. Er blieb draußen und lief in den Straßen herum.

Ich ging hinauf in die Wohnung, setzte mich ins Wohnzimmer und blätterte im Photoalbum. Die alten Photos erinnerten mich daran, daß Etan sich 1961 zu Purim als Clown verkleidet hatte. 1966, als er bei den Pfadfindern war, bekam er eine grüne Krawatte. In der achten Klasse, im Theaterkurs, hatte er einen kleinen Auftritt und absolvierte ihn mit großem Erfolg, und ein paar Jahre lang, bis zum Stimmbruch, war er auch Solist im Chor. Die meisten Photos aus Etans Kindheit waren Schwarzweißaufnahmen, und alles kam mir so lange her und so fern vor, daß ich vor lauter Schmerz die Augen schloß und das Album zuklappte. Als Etan heimkam, blieben ihm noch drei, vier Stunden bis zum Abflug. Es war spät, und dann klingelte das Telephon. Das ist bestimmt Mordechai, sagte ich mir, und mir wurde heiß.

»Mordechai wird gleich kommen, er möchte mich zum Flughafen begleiten«, sagte Etan erfreut. Ich preßte die Lippen zusammen, damit ich nicht anfang zu schreien. Ich wollte nicht, daß wir uns unschön voneinander verabschiedeten.

Etan erledigte seine letzten Reisevorbereitungen, und mir tat alles weh, meine Muskeln waren wie Stacheldraht.

Mordechai kam. Ausgerechnet in solchen Momenten des Abschieds bin ich besonders verwirrt. Etan umarmte mich und gab mir einen Kuß, und dann kam mir eine Idee, ich beschloß, ihm noch ein Geschenk zu geben. Ich lief ins Wohnzimmer und holte aus der Kommode das einzige Photo, das ich von Sajtschik hatte, ein Photo von Jaffas Hochzeit, Sajtschik sah darauf wie ein Prinz aus. Statt Etan zu küssen, küßte ich das Photo, und meine Hände zitterten.

»Mamale, paß auf dich auf«, bat er. »Ja, in Ordnung«, versprach ich ihm, und schon da wußte ich, daß ich, sobald er die Treppe hinuntergelaufen sein würde, ins Zimmer zurückgehen, es verdunkeln und auf den Todesengel warten würde.

Noch bevor er gegangen war, war mir klar, daß es mir ab jetzt nur noch schlechter gehen würde, ich hatte keinen Hund, ich wollte nicht ins Altersheim ziehen, Etan flog wieder nach Amerika, und ich blieb allein zurück. Ich wollte wieder in der Dunkelheit auf den Todesengel warten. Ich hatte keine Angst, es war mir sogar angenehm zu denken, daß ich bald Ruhe haben und ganz von Träumen erfüllt sein würde.

Mordechai ging als erster hinunter, um sein Kibbuzauto schon anzulassen. Etan folgte ihm langsam, ich glaube, der Abschied fiel ihm schwer. Er rief noch vom Auto aus: »Mamale, bye«, während ich bereits anfang, die Lichter auszumachen und die Fensterläden zu schließen, aber genau in

diesem Moment ging in Rosas Wohnung unten das Licht an, und Dorka kam die Treppe herauf. »Nu, ist er weggefahren?« fragte sie, noch bevor es mir gelang, ihr die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Sie trat ein, und ich, vor lauter Nervosität, konnte ihr nicht antworten. »Ich bin zufällig vorbeigekommen, ich war bei Rosa«, sagte sie. »Ich habe gesehen, daß unser Etan weggefahren ist, deshalb wollte ich nachschauen, wie es dir geht.« Es war mitten in der Nacht, und Dorka erzählte mir, sie sei zufällig vorbeigekommen.

»Hast du Schlafstörungen?« fragte ich sie. Sie sollte mich nicht für dumm verkaufen.

»Nein«, antwortete sie fest und richtete sich auf. »Wir werden auf dich aufpassen«, erklärte sie. »Ich brauche keine Aufpasser«, sagte ich. »Leale, willst du wieder alles verdunkeln? Willst du wie damals in den Nächten schreien, ›Sajtschik, ich bin bereit, komm und hol mich?‹« Sie hielt mir alles vor, sie wußte Bescheid. Ich wollte sterben, aber noch mehr wollte ich, daß sie sich nicht in mein Leben einmischte. Am liebsten hätte ich sie ein für allemal rausgeworfen, aber dann fiel mir ein, was Rosa zu mir gesagt hatte, nachdem Dorkas Sohn im Krieg gefallen war, daß jemand, der ein Kind verliert, auch wenn er nur ein halber Mensch geblieben ist, unsere Nachsicht verdient.

Und so, wegen meiner Nachsicht, kam Dorka am nächsten Morgen mit Zila und Guta, die aus meinem Zustand ein Drama machten.

Obwohl sie alle möglichen Menschen von der Krankenkassenambulanz und von der Stadtverwaltung zu mir schleppten, machte ich die Tür nicht auf. Schließlich hatte ich nie jemanden um Hilfe gebeten, ich hatte mich nie beklagt, nichts vom Leben verlangt, so ging es mir am besten, ich verstand nicht, was Dorka wollte. Schade, daß man mich manchmal nicht versteht, aber ich lebe wirklich sehr gut hier in

meiner Wohnung, mit all den Erinnerungen. Bei mir ist seit vierzig Jahren alles gleich, nichts hat sich verändert, ich sehe alles, was war, und alles ist so vertraut, das Wiesenstück, die Bushaltestelle, die Schule.

Wenn ich Sehnsucht habe, sehe ich sogar die Orangen und die Trauben in den Kisten, die auf Ruben vom Gemüseladen warten, die Dickmilchflaschen und die Fässer mit Salzheringen in Efraims Lebensmittelladen und die Schnitzel und die Grillhähnchen in Poliwodas Metzgerei. Wenn ich will, betrachte ich die alten Häuser von Mietek und Fejge, von Ida, von Tanja und all den anderen. Und als hätte sich nichts geändert, höre ich ihre Stimmen, ich sehe, wie sie auf der Straße gehen, und sogar, wie sie bei Sajtschik im Friseursalon sitzen. Ich werde diese Wohnung nicht mehr verlassen. Ich habe mir sogar eine Arbeitsecke hier eingerichtet: Aus dem Friseursalon habe ich den Maniküretisch geholt, Sajtschiks Drehsessel, eine Trockenhaube und auch die Kasse, und die Spiegel habe ich so aufgestellt, wie ich es gewöhnt bin. Schade nur, daß Sajtschik und Sruklik schon seligen Angedenkens sind, und schade auch, daß Rosa wegen Dorka heute im Heim ist.

Bis vor zwei Monaten war sie noch zu Hause. Als ich sie besuchte, versuchte sie mir etwas zu sagen, aber plötzlich wurde sie zu einem Brett, zerbrach und fiel vom Stuhl.

Später erklärte uns der Notarzt, daß sie an Armen und Beinen gelähmt war und nicht mehr sprechen konnte. Er erklärte uns, ihr Zustand sei nicht kritisch, aber der Gehirnschlag habe ihr für immer die Worte genommen. Jeden Tag versorgte ich Rosa wie ein kleines Kind, und abends saß ich neben ihr und las ihr die Märchen vor, die sie so gern hörte.

Doch Dorka konnte es nicht ertragen, daß außer ihr noch jemand Probleme hatte, deshalb rief sie eine städtische Sozialarbeiterin an, und die brachte meine Rosa in ein Pflegeheim.

So kamen Zeiten der Dunkelheit über mich. Ich fand keinen Hund wie Rexi, ich wollte nicht ins Altersheim ziehen, ich wollte nicht nach Amerika fliegen, und zu meinem Kummer bin ich, trotz des Schmerzes, eine gesunde Frau, deren Körper kein Zeichen eines nahen Endes zeigt.

Tage- und nächtelang lief ich durch die Zimmer. Ich hatte Angst, daß alle möglichen Leute mich stören würden, deshalb ordnete ich mein Leben so, daß Mordechai jeden Sonntag anruft und ich den Hörer abnehme, dienstags treffe ich Dorka, Guta, Zila, Frau Poliwoda und die anderen, die noch am Leben sind – alle kommen zum Kaffee und zur Maniküre zu mir, donnerstags besuche ich Sajtschik und Srulik und danach, um mich ein bißchen zu stärken, gehe ich zu Rosa ins Heim.

Mein Etan ruft jedes Wochenende an, und er hat mir auch versprochen, einmal im Jahr mit seiner Familie zu kommen, zu Sajtschiks Todestag.

Und ich habe mich bereit erklärt, nur damit Dorka mich in Ruhe läßt, daß Dr. Wollmann abends nach mir schaut. Ihretwegen kommt er jeden Abend zu mir, begrüßt mich, setzt sich ins Schlafzimmer, trinkt Tee und ißt Kekse. Er fragt, wie es mir geht, hört zu, schreibt meine Antworten in sein Notizbuch und schweigt.

Sein Blick erfüllt mich mit Wärme und Liebe. Ich weiß auch, daß sein Herz, genau wie meines, weint, weil unsere Rosa im Heim ist. Es ist mir so angenehm, mit jemandem zu sprechen, der genauso traurig ist wie ich. Ich erzähle ihm Geschichten, bis ich müde werde. Bevor ich einschlafe, weiß ich, daß er mich zudecken und das Licht ausmachen wird, dann wird er die Tür abschließen und zu sich nach Hause gehen.

Manchmal denke ich bei mir, wenn Rosa seine Frau geworden wäre, wäre ich die Frau von Sajtschik geworden, Etan wäre der Mann von Dalia und meine Eltern hätten mich

gefunden. Was für ein schönes Leben hätten wir alle haben können.